



Achtung, die Alpen!

10 Seiten Gefahr: Warum Menschen das Risiko in den Bergen lieben. Wo es in Österreich und der Schweiz besonders gefährlich ist – und wie man in einer Lawine überlebt ALPEN-EXTRA

Illustration: Luis Schwand für DIE ZEIT

RUSSLAND UND DER WESTEN

SOZIALSYSTEM

Frühjahrs-Defensive

Die Ukraine droht den Krieg zu verlieren. Wann, wenn nicht jetzt, wollen die Nato-Staaten einen Plan entwickeln? VON HEINRICH WEFING

Eines kann man Wladimir Putin nicht vorwerfen. Er lässt keinen Zweifel an seinen Absichten. Warum solle er sich jetzt, da der Ukraine die Munition auszugehen drohe, auf Verhandlungen einlassen, erklärte er in einem Interview kurz vor der Pseudo-Wahl in Russland. Und am Abend nach der Fake-Abstimmung bekräftigte er, er habe kein Interesse an einer Lösung, die es der Ukraine erlaube, ein oder zwei Jahre Pause zu machen und sich neu zu bewaffnen.

Kein Wort von einem Waffenstillstand, kein Gedanke an ein »Einfrieren« des Krieges, über das zuletzt SPD-Fraktionschef Rolf Mützenich gesprochen hatte. Putin will die Ukraine zerschlagen. Was der Westen will, speziell die Bundesregierung, noch genauer: was der Bundeskanzler will, ist weniger klar.

Während in der Ukraine täglich Menschen sterben, nähert sich der Berliner Streit über die Programmierung von Marschflugkörpern und die Zuhörerzahlen in Geheimnissen dem Absurden. Dem »Lächerlichen«, wie Olaf Scholz selbst sagt. Die Koalitionspartner bezichtigen sich offen der Lüge, der beliebteste SPD-Minister, Boris Pistorius, muss seinen eigenen Fraktionschef einbremsen, Scholz und Frankreichs Präsident Macron zanken über den völlig unwahrscheinlichen Einsatz von Bodentruppen.

Das kommunikative Chaos wirkt wie eine Nebelwand aus technischen Details, Nebensächlichkeiten und innenpolitischen Kalkulationen. Eine Nebelwand, hinter der das Eigentliche verschwindet. Und das Eigentliche besteht darin, dass die Ukraine diesen Krieg zu verlieren droht. Nicht heute, nicht in ein paar Wochen, aber womöglich gegen Ende des Jahres oder im nächsten Frühjahr. Darum geht es, um nicht weniger.

Eine solche Niederlage ist nicht unwahrscheinlich. Wenn sie aber käme, wäre der Westen, wäre Deutschland politisch, militärisch und moralisch gescheitert. Die Konsequenzen nicht nur für die Ukraine, für ganz Europa sind kaum absehbar. Putin würde sich die nächsten Opfer vornehmen, Moldau, Georgien, womöglich die baltischen Staaten. Die westlichen Dienste halten eine verdeckte russische Operation in Lettland oder Litauen, die den Zusammenhalt der Nato testen soll, schon in diesem Herbst für möglich.

Eine Niederlage der Ukraine hieße: Millionen Flüchtlinge, die versorgt werden müssten. Eine massive Aufrüstung zum Schutze der Nato-Ostgrenzen wäre unvermeidlich, mit Kosten, die um ein Vielfaches höher lägen als alles, was nun aufgewendet werden muss. Und von Werten, die der Westen verteidigt, müsste niemand mehr sprechen. Es würde auch niemand mehr hören wollen.

Man wüsste gern, was die Bundesregierung dagegen zu unternehmen gedenkt. Und die EU. Und die Nato. Was ist der große Plan, um den russischen Vormarsch zu stoppen? Wie sieht die Strategie aus, um das Versprechen einzulösen, die Ukraine dürfe nicht verlieren? Oder wollen die Staatschefs des Westens, Biden, Macron, auch Scholz, als Männer in die Geschichte eingehen, in deren Amtszeit die Ukraine besiegt und unterworfen wurde?

Sicher, keine historische Analogie trifft exakt. Aber es ist beklammend, auf den Spanischen Bürgerkrieg zu schauen, der 1936 mit einem Putsch des faschistischen Generals Franco begann. Aufseiten Francos intervenierte Hitlerdeutschland. Linke, Kommunisten, Romantiker aus der ganzen Welt eilten der Republik zu Hilfe. Es war das Vorspiel zum Zweiten Weltkrieg. Eine Demokratie kämpfte um ihr Überleben – und verlor.

Der Bürgerkrieg hat tiefe Spuren hinterlassen, bis heute. Wir lesen immer noch mit feuchten Augen Ernest Hemingways Roman *Wem die Stunde schlägt* über die Internationalen Brigaden. Wir stehen ergriffen vor Pablo Picassos Gemälde *Guernica*, der großen Anklage gegen den Krieg, dem Aufschrei »Nie wieder!«, während ein paar Hundert Kilometer im Osten die Guernicas unserer Zeit zerborst werden: Mariupol. Bachmut. Awdiwjiwka.

Drei Jahre lang, bis April 1939, tobte der Bürgerkrieg in Spanien, dann waren die Kräfte der Republik erschöpft, und die Unterstützung der westlichen Demokratien war erlahmt. Wenige Monate später griffen die »Stukas«, die Sturzkampfbomber der Nazis, die in Spanien erprobt worden waren, Warschau an und bald darauf ganz Europa. Der Faschismus regierte in Spanien bis 1975. 36 Jahre lang, wie eingeforen.

Die nächste Ausgabe

der ZEIT erscheint vor Ostern schon am Mittwoch, dem 27. März 2024

Bürger ohne Geld

Die CDU will unwilligen Arbeitslosen die Bezüge kürzen. Wie schlimm ist das? Nicht so sehr VON KOLJA RUDZIO

Pörlitzlich ist Gerhard Schröder wieder da. Die CDU will nämlich zu Hartz IV zurück, jedenfalls auf den ersten Blick. Am Montag präsentierte die Partei einen Plan, um das von ihr selbst mitbeschlossene Bürgergeld rückabzuwickeln. Künftig sollen für Menschen, die Hilfe beanspruchen, wieder Regeln gelten, wie sie vor 20 Jahren SPD und Grüne beschlossen haben. Fordern und fördern, schärfere Sanktionen, Vermögensprüfung. Auch der Name Bürgergeld soll verschwinden. Er soll durch »Neue Grundsicherung« ersetzt werden. Grundsicherung war die offizielle Bezeichnung des Systems, das landläufig als »Hartz IV« bekannt war.

Ist das Populismus? Wahlkampf? Oder einfach nötig?

Von allem etwas. Die Frage, wie die Gesellschaft Menschen behandelt, deren Einkommen nicht zum Leben reicht, ist seit 20 Jahren ideologisch aufgeladen. Die einen halten jede Form von Sanktion gegen oder Forderung an Arbeitslose für unzumutbar, die anderen denken bei jeder Sozialleistung an Menschen, die es sich auf ihre Kosten bequem machen. Jede Reformidee sorgt da auf der einen oder der anderen Seite für Empörung. So wie jetzt der CDU-Vorschlag bei der SPD, den Grünen und einigen Sozialverbänden.

Dabei geht es bei dem CDU-Vorstoß nicht um wirklich umfassende Änderungen im Sozialsystem, sondern mehr um Symbolik. Viele der vorgeschlagenen Reformideen sind eher kleinteilig. Wie viel Vermögen jemand hat, der Hilfe bezieht, soll nicht erst nach zwölf Monaten geprüft werden, sondern sofort. Die Höhe des zulässigen Vermögens soll danach gestaffelt werden, wie lange man vorher gearbeitet hat. Und die Sanktionen für den Fall, dass jemand Termine im Jobcenter versäumt, sollen etwas strenger sein als heute. Alles wichtig, aber nicht grundstürzend anders.

Am schärfsten und auch problematisch sind die Sanktionen gegen sogenannte Totalverweigerer. Die sollen nach dem CDU-Plan ganz aus der Grundsicherung fallen. Das gehen für zwei Monate das Geld gestrichen werden soll, hat allerdings bereits die Ampel beschlossen. Also auch hier: eher eine graduelle Änderung.

Und es würde auch wirtschaftlich für den Staat keinen großen Unterschied machen. Denn die Totalverweigerer sind eine Minderheit, das sagen viele Praktiker. Hilfspfänger, die große Vermögen besitzen, gibt es ebenfalls wenige. Auch bei ihnen lässt sich also kaum etwas sparen.

Doch viel wichtiger ist hier das Gerechtigkeitsgefühl. Viele Menschen finden es richtig, dass der deutsche Sozialstaat in Notlagen hilft, aber sie ärgern sich, wenn das ausgenutzt wird. Und es genügen schon eine kleine Zahl solcher Fälle und der Eindruck, der Staat mache es sich zu leicht – dann ist dieses Gerechtigkeitsgefühl verletzt. Vor allem darauf zielt der Vorschlag der CDU. Deshalb will sie auch weg vom Namen Bürgergeld. Der suggeriere, dieses Geld stehe jedem zu.

Ist das ein abwegiger Gedanke? Wohl nicht. Zumal bei der Einführung des Bürgergeldes der Eindruck entstehen konnte, es solle ein erster Schritt in Richtung eines bedingungslosen Grundeinkommens sein. Zeitweilig gab es ja auch gar keine Sanktionen mehr. Viele Menschen lehnen ein solches Modell aber ab. Erst recht in einer Zeit, in der überall Arbeitskräfte fehlen.

Es ist deshalb legitim, wenn eine Partei das Signal aussenden will: Wir achten darauf, dass Bedürftige Hilfe bekommen, aber nicht jene, die für sich selbst sorgen können. An dieser Botschaft ist nichts Verwerfliches. Sie darf nur nicht dazu führen, dass alle Arbeitslosen als faul abgestempelt werden. Die allermeisten wollen arbeiten und ihr eigenes Geld verdienen. Das sagen selbst die Christdemokraten in ihrem Papier.

Ist denn, abgesehen von der Signalwirkung, eine Reform dringend nötig? Ein Punkt wäre tatsächlich wichtig, doch ausgerechnet der wird im CDU-Papier nur angeippt. Wenn jemand Bürgergeld bezieht und sich mit einem Teilzeitjob dazu verdient, wird ihm oder ihr ein Großteil des Lohns gleich wieder bei der Sozialleistung abgezogen. Das frustriert und untergräbt den Anreiz, sich anzustrengen. Experten fordern deshalb seit Langem eine Reform, und es gibt dafür detaillierte Vorschläge. Viele Hunderttausend Menschen, das zeigen Studien, könnten dadurch in Arbeit kommen.

Es lohnt sich also, über eine Reform zu streiten. Das Bürgergeld ist nicht perfekt.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen



Freundschaft ist die Antwort

Wie löst man die schlimmsten Konflikte? Philosoph Omri Boehm und Soziologin Eva Illouz haben Vorschläge
Feuilleton, S. 43

Was geht mit 81?

Ein Gespräch mit Altersgenossen von Joe Biden
Entdecken, S. 60



»Keine Experimente«

Was Robert Habeck zur Kritik an seiner Energiepolitik sagt
Wirtschaft, S. 17

PROMINENT IGNORIERT



An der Ampel

Räumzeitanzeiger, herrliches Wort, man möchte es gleich noch mal schreiben, Räumzeitanzeiger, und sie wird jetzt an Ampeln in Berlin eingeführt, um Zufußgehenden, wie man dort sagt, zu signalisieren, wie lang sie bei Rot noch haben, die Straße zu überqueren, bevor sie von Autos überfahren werden. Die Räumzeitanzeiger, ein Amuse-Gueule aus der Verkehrsbehörde, das Appetit macht auf mehr. USTO

Kleine Fotos (v. o.): Iana Vieira/Anzenberger; Daniel Hofert/Laif; Stephanie Pflück/PaPa

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon: +49-40 / 32 80-0 | E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbrief@zeit.de
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Abonnement Österreich, Schweiz, restliches Ausland
DIE ZEIT Leserservice, 20080 Hamburg, Deutschland
Telefon: +49-40 / 42 23 70 70
E-Mail: abo@zeit.de



ALPEN

Servus. Grüezi. Hallo.

Titelthema:
Gefährliche Alpen

Das Matterhorn war der tödlichste Berg der Welt. Bis die Zermatter aus der Besteigung ein exklusives Erlebnis machten

VON SARAH JÄGGI



Wer abstürzt, schreit nicht. Wer einen Absturz sieht, umso lauter. Jedenfalls beim ersten Mal. »Es ist nie schön, man gewöhnt sich nie dran, aber man erschrickt nicht mehr so grauenhaft«, sagt Kurt Lauber. Er ist Bergführer und eine Legende des Matterhorns. Jahrelang hat er auf der Hörnlhütte am Fuß des Bergs gewirtet, dort, wo die Bergsteiger übernachten, bevor sie sich noch vor Tagesanbruch auf den Weg zum Gipfel machen. Ein anderer Bergführer sagt, er sei froh, wenn seine Gäste gar nicht merken, »wenn einer's Loch ab« geht. Zu sehen, was von einem Menschen übrig bleibe, wenn er beim Absturz zehnmal auf einem Felsvorsprung aufpralle, sei schwer zu ertragen. Es könne vorkommen, dass man am Berg ein Körperteil finde, einen Kiefer zum Beispiel: »Da lenkt man dann die Leute ab, blickt zum Himmel und sagt: Schau, da, ein Vogel!«

Fast 600 Alpinisten sind in den vergangenen 160 Jahren am Matterhorn tödlich verunglückt. An dieser stupend schönen Pyramide, die 4.478 Meter hoch in den Himmel ragt. Vier davon bei der Erstbesteigung am 14. Juli 1865. Das sind mehr als an jedem anderen Berg der Welt.

An diesem frühen Märztag zeigt sich das *Horn*, wie die Einheimischen in Zermatt ihren Berg nennen, nicht. Dichte Wolken umhüllen es. Im Dorf ist das Matterhorn trotzdem dauerpräsent. Hotels, Geschäfte, sogar die Metzgerei sind nach ihm benannt, in den Souvenirschops gibt es alles, selbst Boxershorts, im Matterhorn-Look zu kaufen. In der Bäckerei steht es in Schokolade gegossen und mit 24 Karat Gold dekoriert ganz oben im Regal, für 500 Euro. Im Dorfmuseum liegt, einer Reliquie gleich, das gerissene Seil der Erstbesteiger auf rosamenem Kissen in einer Vitrine, daneben Rosenkranz und Gebetbuch der abgestürzten Pioniere. Auf dem Bergsteigerfriedhof werden im »Grab des unbekannt Bergsteigers« die sterblichen Überreste derer bestattet, die am Horn gefunden, aber niemandem zugeordnet werden können. Dort werden auch Blumen für die 27 Vermissten niedergelegt, die nie gefunden wurden.

Gerät heutzutage ein Bergsteiger am Matterhorn in Not, wird die Air Zermatt aufgeboten, der Luftrettungsdienst. Auf der Helikopterbasis erscheint Robert Andenmatten mit zwei Stunden Verspätung zum Termin. Der Pilot musste einen verunfallten Skifahrer bergen und, weil er derart schwer verletzt war, nach Bern ins Spital fliegen. Andenmatten, ein sportlicher, hagerer, braun gebrannter Mann, arbeitet seit 30 Jahren in der

Bergrettung. Sein Vater Richard stieg 850-mal auf den Gipfel, »das ist absoluter Weltrekord«. Er selbst war 75-mal oben, zuletzt im Oktober, wenn die Saison eigentlich schon vorbei ist. Auch immer mal wieder in Turnschuhen, was eigentlich ein No-Go ist, aber für ihn kein Problem. Andenmatten sagt, wer den Berg kenne und das Wetter einschätzen könne, für den sei das Matterhorn »easy, eine super Sache«. Für alle anderen könne es rasch lebensgefährlich werden. »Es ist nach allen Seiten steil. Wer stürzt, stürzt tief. Das Gestein ist locker, man ist immer dem Steinschlag ausgesetzt, und die Wegfindung ist schwierig.« Man könne die Route in keinem Buch nachschlagen wie bei anderen Viertausendern. »Man muss wissen, bei welchem Stein man rechts muss, und wo links. Sonst verliert man sich leicht im Wirrwarr.« Hinzu komme: Anders als bei den meisten Bergen ist der Abstieg technisch so anspruchsvoll wie der Aufstieg. Im guten Fall dauert die Tour acht, im schlechten 14 Stunden.

Fliegt Andenmatten einen Einsatz am Matterhorn, lässt er einen Retter, manchmal auch einen Arzt, an einem Seil zum Verunfallten hinunter. Ist dieser verletzt, wird er ins nächste Spital geflogen. Tote verpackt die Crew noch am Berg in einen schwarzen Leichensack. Es sei eigenartig, sagt Andenmatten: Für manche Retter sei ein Mensch,

sobald er tot sei, etwas »ganz anderes, etwas ganz Unangenehmes«. Für ihn nicht: »Sie sind, wie wir auch einmal sein werden.« Dann klingelt sein Handy. »Ja«, sagt er, »soll ich los?« Ein Skitourenfahrer ist in eine Gletscherspalte gestürzt.

Für die ZEIT hat die Air Zermatt ihre Einsätze am Matterhorn seit 1985 ausgewertet. 932-mal musste sie ausrücken, das sind 24-mal pro Jahr oder zweimal pro Woche. Die Saison dauert nämlich nur von Juli bis September. 217 Tote wurden in dieser Zeit geborgen, macht jährlich statistische 5,5.

Interessant ist, dass die Todesfälle in den vergangenen Jahren abgenommen haben. Für Martin Lehner ist das kein Zufall: »Der Faktor Mensch spielt heute keine so große Rolle mehr.« Lehner hat in den Neunzigerjahren als junger Bergführer Dutzende Gäste auf den Gipfel geführt, vor fünf Jahren hat er zusammen mit seiner Frau Edith die Hörnlhütte von Kurt Lauber übernommen.

»Als 1989 der Eiserne Vorhang fiel, hatten wir den ganz großen Run aufs Matterhorn«, erinnert er sich. Touristen mit wenig Bergerfahrung seien manchmal tagelang in den Felsen herumgekrazelt. »Sie hatten selbst gebastelte Pickel dabei oder schnürten sich Stacheldraht um, sagt Lehner. »Die haben nicht nur sich, sondern auch alle anderen gefährdet.« Viele konnten sich die Übernachtung

in der Hörnlhütte nicht leisten, also campierten sie nebenan, in einer Art Basislager mit bis zu 40 Zelten. Das führte zu heftigen Auseinandersetzungen, sagt Lehner. »Und es hieß, die Zermatter Bergführer sind aggressiv und launisch.«

Als die Hörnlhütte im Jahr 2014 neu gebaut wurde, nutzten die Zermatter die Gelegenheit: Wildes Campieren vor der Hütte ist nun verboten. Statt 170 gibt es heute noch 149 Betten in der Hütte, eine Übernachtung kostet seither doppelt so viel, 156 Euro pro Person, mit Abendessen und Frühstück. Die geführte Tour mit einem einheimischen Bergführer kostet, inklusive Kletterausrüstung und Steigeisen, 1.700 Euro.

»Die Zeiten, als sich 200 Leute dort oben auf den Füßen rumtraten, sind vorbei«, sagt Lehner. Heute seien es noch 60 oder 70, an einem Top-Tag auch mal 100. Als Hüttenwart brieft er die Bergsteiger jeden Abend. Er erklärt, was es zu beachten gilt, wo Gefahren lauern, wie das Wetter werden dürfe. Er entscheidet auch, welcher Bergführer als sogenannter Lead-Guide die Hütte als Erster verlassen darf, wenn es Punkt 4.20 Uhr losgeht. Ihm folgen die einheimischen Bergführer mit ihren Gästen, dann die auswärtigen Bergführer aus aller Welt und zuletzt die Solo-Alpinisten.

Kurz nach acht Uhr stehen die Ersten auf dem Gipfel.

Lawinen und Wölfe

Liebe
Leserinnen
und Leser

Anfang März ist es wieder passiert: In den Schweizer Alpen, zwischen Zermatt und Arolla, kamen sechs Alpinisten in einem Schneesturm um. Fünf Männer aus derselben Familie, darunter drei Brüder, und eine Frau, die bis heute nicht gefunden wurde. Die Tragödie beschäftigt das ganze Land.

Die Alpen sind seit dem 19. Jahrhundert erobert – die Gefahren aber sind geblieben, und es kommen neue hinzu. In dieser Ausgabe erklären wir, warum am Matterhorn so viele Menschen sterben wie an keinem anderen Berg der Welt. Ein Rennarzt erzählt, warum er auf der Streif in Kitzbühel die Steigeisen nie auszieht. Eine Kletterin und ein Forstwart sprechen über das Risiko am Berg und ihre Liebe zur Natur. Eine Forscherin erklärt ihre Faszination für den Permafrost. Und wir künden das gefährlichste Bergtier: Und, nein, es ist nicht der Wolf.

Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre – und lassen Sie sich die Freude an den Bergen nicht nehmen. Sie bleiben trotz allem ein wunderbarer Ort!

Ihr ZEIT-Alpen-Team

PS: Wer wöchentlich den gemeinsamen Blick auf die Schweiz, Österreich und Deutschland sucht, der findet ihn im Alpen-Podcast **Servus. Grüezi. Hallo.**
www.zeit.de/alpenpodcast

Wo in den Alpen die Gefahr lauert



Donnernde Lawinen, halbschwerer Postautostrecken,
alkoholschwangere Après-Ski-Partys:
Eine Bergtour des Schreckens in 15 Etappen

»Ich hing um einen Baum«

Christian Leitner überlebte eine Lawine am Ötcher

»Als Berggatter weiß ich, wie man sich in einer Lawine verhalten soll: alles von sich werfen. Schwimmbewegungen machen, um sich oben zu halten. Mit den Händen eine Atemhöhle freihalten. Aber mir blieb keine Zeit. Fünf Sekunden nachdem ich die Lawine bemerkt hatte, hing ich 180 Meter weiter unten wie ein U-Haker um einen Baum.

Es war der 11. März 2022, wir wollten in einer Gruppe von vier Berggattern am Ötcher in Niederösterreich eine Übung vorbereiten und dafür eine Steilrinne begehen. Es war kalt, aber sonnig, perfekte Bedingungen, nur Lawinenwarnstufe eins. Die obligatorische Lawinenausrüstung hatten wir eingepackt: das Lawinenschild, das ein Signal sendet, durch das Verschüttete geortet werden können – oder es eben empfängt. Dann die Sonde, die man aus mehreren Elementen auf drei Meter zusammenstecken kann, um im Schnee nach Verschütteten zu suchen. Und eine Schaufel.

Am Einstieg zur Rinne, auf 1.150 Metern, haben wir die Ski abgelegt und sind zu Fuß weiter, mithilfe von Pickel und Steigeisen.

Vermutet wird, dass ein Felssturz oder ein Wechtenbruch die Lawine 400 Meter über uns ausgelöst hat. Wir konnten sie weder hören noch sehen, weil sie über eine Geländekante abging. Und zwar nicht wie im hochalpinen Gelände nur mit Schnee, hier in Niederösterreich schießen Lawinen mit über 100 Stundenkilometern durch den Wald, reißen Eisschollen, Felsen und Bäume mit. Ich bin seitlich auf den Schnee geknallt, meine Rippen knackten, dann ging es Kopf voran bergab, beim Aufprall am Baum brach mein Becken.

Was sich eingebrannt hat, war diese Stille danach. Ich wusste, dass wohl niemand sonst überlebt haben würde. Meine rechte Körperhälfte war im betonharten Schnee vergraben, zwölf Minuten dauerte es, bis ich meinen rechten Arm freibekam. Weil meine Hände zu kalt waren, habe ich den Notruf am Handy mit der Nase gewählt. Was ich nicht wusste: Sie war auch gebrochen. Aber Schmerzen habe ich das erste Mal im Krankenhaus gespürt.

Nach einer Stunde wurde ich gerettet, schneller geht es nicht am Berg. Meine drei Kamerader sind verstorben, das schmerzt mich bis heute.

Ein Jahr danach war ich das erste Mal wieder bei der Rinne. Ich weiß: Es war irrsinniges Pech. Und irrsinniges Glück, dass ich überlebt habe. Aber ich habe in der Lawine nichts richtig oder falsch gemacht. Die Lawine hat das mit mir gemacht. AUFGEZEICHNET VON CHRISTIAN BARTLAU

»Es war ein Massaker«

Der Hirte Michi Fitze erlebte einen Wolfsangriff auf seine Schafherde

»In der allerletzten Woche bevor wir wieder ins Tal absteigen wollten, richtete ein Wolf in unserer Herde – ich kann es nicht anders sagen – ein Massaker an. Als wir am Morgen auf die Alp kamen, hatten schon die Barteiger an den Kadavern gefressen. 18 Tiere waren tot oder angefressen und mussten vor Ort erlöst werden. Später sind weitere Schafe an den Folgen der Wolfsbisse gestorben. Elf Tiere haben wir nie mehr gefunden.

Der Anblick war eine Katastrophe, ich habe nur noch geweint. Die Schafe sind mir ans Herz gewachsen, und ich habe den ganzen Sommer über so viel unternommen, um sie zu schützen! Noch am selben Tag haben wir die überlebenden Schafe zurück zur Hütte geholt.

Die Alp, die wir jeweils von Mai bis September behüten, liegt bei Andeer im Kanton Graubünden. Wir, das sind meine Partnerin, meine zwei Töchter und ich. Wir hüten Mutterkühe, Geißen und Esel, aber vor allem Schafe. 500 Stück. Dafür haben wir Zulu und Nicco dabei, zwei Hirtenhunde, sowie die beiden Bordercollies Tara und Lola.

Den Wolf hatten wir schon Anfang Sommer ein erstes Mal gesehen. Mitten am Tag ist er einfach so auf die Herde zugefahren. Der Wildhüter sagte uns, es sei ein junger Rüde, noch unerfahren. Danach war immer jemand bei den Schafen, auch nachts. Also entweder meine Partnerin oder ich oder die beiden Herdenschutzhunde. Ist das Gelände allzu steil, kann man die Schafe kaum einzäunen, dann waren die Hunde gefragt. Sie trugen GPS-Tracker, so sah ich, dass sie im ganzen Talkessel auf den Wolfsfahrten patrouillierten.

Insgesamt habe ich drei Wochen lang Nachtwache geschoben. Mal habe ich in einem kaputten Unterschlupf geschlafen, mal im Auto, meistens gar nicht. Näherete sich der Wolf der Herde, schlugen die Herdenschutzhunde an und bellten. Zweimal musste ich ihn mit einem Schreckschussböllchen vertreiben. Danach hat er sich jeweils tagelang nicht mehr gezeigt.

Gegen Ende der Alpsaison weideten die Schafe eine Stunde Fussmarsch von unserer Hütte weg. Die Herdenschutzhunde hatten wir zu dieser Zeit nicht mehr dabei. Denn unsere allerletzte Alpwoche war die erste Woche der Bündner Hochjagd. Das Risiko, dass sich ein frei laufender Hund und ein Jäger begegnen, wollten wir nicht eingehen. Die hätten ihn mit einem Wildtier verwechseln können. Das wurde uns zum Verhängnis, denn ich bin überzeugt: Mit dem Hund wären die Schafe noch am Leben.

Für mich ist klar: Ohne Herdenschutzhunde gehe ich nicht mehr auf eine Alp. Und ich hoffe,

dass wir noch vor dem Sommer eine Schutzhütte oben auf der Alp einrichten können, damit ich nachts jeweils bei den Schafen sein kann. AUFGEZEICHNET VON BRIGITTE WENGER

Ein Gipfel als Kriegsopfer

Der Erste Weltkrieg in den Bergen,
eine Höhle aus Fels und Eis

In der Nacht des 17. April 1916 zerreiße eine gewaltige Explosion die alpine Stille. Mit einer Ladung von fünf Tonnen Sprenggelatine, die sie in einem Stollen zur Zündung platziert hatten, sprengten italienische Gebirgstruppen den Gipfel des über 2.400 Meter hohen Col di Lana in der Fanesgruppe. An der Eroberung des Gipfels, den die Italiener Col di Sangue taufen, also Blutberg, waren zuvor zahlreiche Alpini-Kompanien gescheitert. Nun sind die österreichischen Verteidiger gezwungen, ihre Stellung zu räumen. Einen Durchbruch konnten die k. u. k. Truppen verhindern, weil sie sich vorsorglich auf einen benachbarten Gipfel zurückgezogen hatten.

Die Gipfelsprengung bildet den makabren Höhepunkt des Hochgebirgskriegs, der im Lauf des Ersten Weltkrieges von 1915 bis 1918 an einer Front tobte, die sich quer über den Höhenzug der Dolomiten erstreckte. Während in der Karstebene südlich des Gebirges entlang des Flusses Isonzo Hunderttausende in offensiven Massenangriffen verbluteten, starben die Soldaten im hochalpinen Stellungskrieg vor allem in Lawinen, an Erfrierungen und an Krankheiten.

Kaum mehr vorstellbar, unter welchen Entbehrungen einander Italiener und Österreicher auf dem eisigen Höhenzug bekriegt, ohne dass eine Seite einen nennenswerten Erfolg erzielen konnte. An vielen Brennpunkten der Kämpfe (etwa am Kärntner Plöckenpass) erinnern heute halb verfallene Stellungenanlagen, Schützengruben und Kavernen sowie Denkmäler an die entlegene und unzugänglichste Front der untergehenden Habsburgermonarchie. JOACHIM RIELD

Gar nicht göttlich

Ein stinkender Baum bedroht
den Walliser Schutzwald

Zum Glück ist das Oberwallis gegen drei Seiten abgeschirmt. Hohe Berge im Norden, im Osten und im Süden. So kommen die Exoten nicht so schnell hierher. Der Götterbaum (Ailanthus altissima) hat es trotzdem ins Oberwallis geschafft.

Seine Blätter sind hübsch paarweise am Stängel aufgereiht, dazu ist er resistent gegen Trockenheit



und Luftverschmutzung – das macht ihn zu einem beliebten Zierbaum für Gärten und Parks. Von dort verbreitet er sich, raus in die Wälder.

»Wir finden den Götterbaum an den unmöglichsten Orten«, sagt Ferdinand Pfammatter. Er ist Förster bei der Eisenbahngesellschaft BLS, die das Wallis über den Lötschberg mit der Restschweiz verbindet: »Wahrscheinlich wurden die Samen von Vögeln hierher verschleppt.« Pfammatter ist für den Unterhalt und die Pflege der Wälder zuständig, die die Bahntrasse vor Steinschlägen, Felsstürzen und Lawinen schützen. Und im Gegensatz zu einheimischen Baumarten wie der Fichte, der Weißtanne oder der Rotbuche ist der Götterbaum ein denkbar schlechter Schutzbaum. Sein Holz ist zu weich, bei Steinschlag knickt er einfach weg.

Dazu hat er die typischen Eigenschaften von invasiven Pflanzen, Fachbegriff Neophyten: Er wächst schnell, verdrängt einheimische Arten, bildet Monokulturen, die bei Krankheit alle gleichzeitig sterben, und er hat weder Freund noch Feind. »Einheimische Bäume bieten Vögeln oder anderen Wildtieren Unterschlupf, Nistplätze, Futter – an ihnen hängen ganze Nahrungsketten«, sagt Pfammatter. Und der Götterbaum? Nix davon. Ah, doch: »Er riecht penetrant.«

Der Förster sagt: »Wir müssen uns beeilen, um des Götterbaums im Alpenraum Meister zu werden.« Trotzdem gebe es noch immer Gartencenter, die ihn verkaufen. Doch damit soll bald Schluss sein. Anfang März hat der Bundesrat beschlossen, den Götterbaum und mit ihm ein paar Dutzend weitere Neophyten in der Schweiz zu verbieten. BRIGITTE WENGER

Kleine Viecher, große Gefahr

Auch auf den Bergen ist man vor
Zecken nicht mehr sicher

Das wilde und weitläufige Calanda-Massiv, gleich neben der Bündner Kantonshauptstadt Chur gelegen, ist für ein Wildtier besonders bekannt: den Wolf. Hier jagte das erste Rudel der Schweiz, angelockt durch das üppige Angebot an Hirschen, Rehen und Gämsen. In den betroffenen Dörfern weckte das Großraubtier zuerst große Ängste, doch Angriffe auf Menschen blieben aus – und heute müssten sich die Einheimischen vor einem ganz anderen, winzig kleinen Viech fürchten, das auf den ersten Blick völlig harmlos scheint: die Zecke.

Der Gemeine Holzbock ist statistisch gesehen das gefährlichste Wildtier der Schweiz – noch vor Hornissen, Bienen, Wespen oder anderem Getier. Gemäß einer Hochrechnung aller Unfallversicherungen verursachen die 13.300 Zeckenstiche, die hierzulande jährlich verzeichnet werden, Arztkosten in Höhe von 14 Millionen Franken. Und beim Bundesamt für Statistik heißt es: 37 Menschen starben in den vergangenen zehn

Zecken und Zombies



Jahren an einer Hirnhautentzündung, ausgelöst durch einen Zeckenstich.

Am Calanda lauern diese kleinen Blutsauger am Rand lauschiger Wanderwege, wie mir kürzlich eine Freundin leicht entsetzt berichtete: »Ich pflückte Brennnesseln. Plötzlich krabbelten mehrere Zecken auf mir herum.« Bis vor Kurzem war man in den Bergen sicher vor Zeckenbissen. Doch mit dem Klimawandel wagen sich die Insekten in neue Höhen vor. So verzeichnet die Schweizerische Zecken-App am Calanda sogar einen Zeckenstich auf 1.600 Metern über Meer.

Dagegen hilft: Zeckenspray auftragen und Hosen in die Socken stecken. Denn im Unterschied zu den Wölfen lassen sich Zecken nicht abschleifen.

STEFANIE HABLÜTZEL

Wind Nordost, Startbahn 03

Wer Innsbruck anfliegen will, braucht eine spezielle Ausbildung

Am westlichen Ende von Innsbruck, bevor das Innal einen Knick nach rechts macht, liegt der Flughafen der Stadt. Der hat es in sich: Er fällt in die Kategorie C, die schwerste Kategorie für Landungen. Um ihn anfliegen zu dürfen, brauchen Linienpiloten eine spezielle Weiterbildung. Bei den Austrian Airlines ist dafür Ewald Roithner verantwortlich. Der 50-Jährige ist Embraer-Flottenchef – so heißt der Flugzeugtyp, mit dem die Austrian Innsbruck am häufigsten anfliegt.

Was macht den Flughafen so anspruchsvoll, Herr Roithner? »Es sind die Berge, ganz einfach.« Nordkette, Patscherkofel und Co. sorgen nicht nur für schwierige Windverhältnisse. Ein Flugzeug braucht »Schutzräume«, Sicherheitsabstände zu allen Seiten. »Man kann sich das so vorstellen, als würde man eine riesige Schuschachtel in ein Tal manövrieren«, sagt Roithner.

Bei Flughäfen im Flachland müssen Piloten etwa 15 Meter über dem Boden entscheiden, ob sie die Landung durchführen oder noch einmal durchstarten. In Innsbruck fällt die Entscheidung wegen der Enge bei etwa 100 Metern. Hängen Wolken und Nebel im Tal führt das dazu, dass immer wieder Anflüge abgebrochen werden. »Das ist völlig normal und eine reine Sicherheitsmaßnahme«, sagt Roithner.

Erst wer als Berufspilot 500 Flugstunden bei der Austrian in der Embraer absolviert hat, kann eine spezielle Weiterbildung für Innsbruck beginnen. Sie beinhaltet einen Theoriekurs, vier Stunden im Flugsimulator und zwei Landungen in Innsbruck unter Anleitung eines Fluglehrers. Dann ist man bereit, 50 bis 60 Tonnen Flugzeug ins Tal zu steuern, um auf einer 1.940 Meter langen Piste sicher zu landen. »Bei schönem Wetter ist der Anflug auf Innsbruck ein Traum«, sagt Roithner. Und bei schlechtem? »Uns Pilotinnen und Piloten macht Fliegen immer Spaß.«

JONAS VOGT

Postautostrecke to Hell

Antoine Dessimoz fährt auf der gefährlichsten Route der Schweiz

»Der Legende nach war es der Teufel, der im 18. Jahrhundert riesige Felsblöcke ins Tal von Derborence donnern ließ. Aber ich glaube nicht an den Teufel, das waren wohl einfach lockere Steine, die hier runterkullerten. Bis heute gibt es regelmäßig Steinschläge hier auf der Strecke von Sitten über Conthey, Erde und Aven nach Derborence. Sie gilt als gefährlichste Postautostrecke der Schweiz. Nur neun Chauffeure fahren diese Strecke. Ich bin einer von ihnen. Die Straße ist eng, und daneben geht es Hunderte Meter in die Tiefe.

Liegt ein allzu großer Brocken auf der Straße, steige ich aus und räume ihn weg. Umfahren kann ich ihn nicht, es hat keinen Platz. An ein paar Stellen gibt es Ausbuchtungen, wo sich Fahrzeuge kreuzen können. Es kommt aber immer mal wieder vor, dass ein Autofahrer zu weit fährt und mein Postauto blockiert. Manchmal muss ich sein Auto selbst zurückmanövrieren, weil er sich das nicht traut.

Seit 20 Jahren fahre ich diese Strecke. Bei Touristen ist sie sehr beliebt. Früher brachten wir auch Lebensmittel nach Derborence, heute nur noch die Post. Beeindruckend finde ich die Tunnel mit ihren fensterartigen Löchern, durch die man in den Abgrund sieht. Angst habe ich keine, ein Ritual auch nicht. Ich muss nur ausgeruht und konzentriert sein. Vor der Fahrt kontrolliere ich die Reifen – und das Wetter. Bei Gewitter wäre die Fahrt zu gefährlich. Leichten Nieselregen mag ich hingegen sehr, der taucht die Berge in einen schönen Nebel.

Die Touristen nehmen die Fahrt nicht immer so locker. Einmal hatte eine belgische Pfadfinderin solche Panik, dass ihre Freunde ihr eine Jacke über den Kopf legten, damit sie nicht nach draußen schaut – wie bei einem Pferd.

Ein Unfall ist aber noch nie passiert. Diese Postautostrecke ist nur von Ende Juni bis Ende Herbst geöffnet; im Winter ist der Tunnel voller Eis. Dann wohnt niemand hier oben – und ich fahre andere Strecken.«

AUFGEZEICHNET VON EVA HIRSCH

Zombies in Lederhosen

Nie wurde in den Alpen so blutig gestorben wie in diesem Splatterfilm

Man kann es so machen wie Sherlock Holmes und sich in der oft verfilmten Kurzgeschichte von Sir Arthur Conan Doyle im erbitterten Kampf mit einem Erzfeind den malerischen

Reichenbachfall im Berner Oberland hinabstürzen, um später als einziger Überlebender wieder aufzutreten. Oder wie James Bond, der seit seiner ersten Verfolgungsjagd über den Furka-Pass (*Goldfinger*, 1964) immer wieder von Bösewichten in die Alpen gelockt wird und dort versucht, ihnen das Handwerk zu legen. So zuletzt in *Spectre* (2015) im Ötztal, wo seine Geliebte Madeleine Swann in einer Gebirgsklinik arbeitet. Die Alpen taugen aber auch

als Kulisse für Psychodramen. *Der Berg* (1990) erzählt einen historisch verbürgten Doppelmord auf der Wetterstation auf dem Säntis als beklemmendes Kammerspiel.

Ein Film treibt jedoch die große Angst in den Bergen auf die Spitze: *Angriff der Lederhosenzombies* (2015). Er trägt seinen ganzen Plot schon im Titel. Das Unheil in Gestalt trotternder, schleimkotzender Alpenzombies gelangt hier durch ein

Missgeschick eines geldgierigen Tiroler Unternehmens (gespielt vom ehemaligen Burghauptmann Karl Fischer) in die Welt. Dieser will nämlich einen wärmebeständigen Kunstschnee aus einer Substanz mit dem Namen »Solanium +10« erfunden haben, um die Zukunft des namenlosen Skigebiets in den österreichischen

Fortssetzung auf S. 76

ANZEIGE

ZUHAUSE AM SEE

Golf ist Ihre Passion? Dann sind Sie im Golf und Seehotel Engstler genau richtig: Genießen Sie unbeschwerter sonnige Stunden auf den Fairways und Greens rund um den Wörthersee. Nach dem Golf-Vergnügen erwartet Sie unser moderner Spa- und Wellnessbereich mit Fitnessausstattung.



UNSER ANGEBOT: GOLF ZWISCHEN ALPEN UND ADRIA

- 7 Nächte im Doppelzimmer mit Seeblick
- Genießer-Halbpension
- ab 4 Greenfees mit freier Wahl aus 20 Plätzen in Kärnten, Friaul und Slowenien
- kostenloses Training mit Golf-Pro und TrackMan
- Verleih von hochwertigen Golf-Schlägern gegen geringe Gebühr
- Golf-Begrüßungsgeschenk

(Preis in Euro, pro Person, inkl. aller Abgaben) ab **830,-**

BUCHUNG
Tel: +43 4274 2644-0
E-Mail: info@engstler.com
www.engstler.com
Golf- und Seehotel Engstler GmbH
Am Corso 21
A-9220 Velden am Wörthersee



Mitten in Velden – direkt am Wörthersee.

Pilze und Gondeln

Gefahr in den Alpen Fortsetzung von S. 75

Alpen zu sichern. Bloß ist dieses Solanum +10 genauso giftig, wie es klingt. Unversehens flutcht die grün fluoreszierende Substanz bei ihrer Vorführung einem russischen Investor in die Blutbahn, und schon bald bilden sich auf seinen Backen grünlige Pusteln. Auch der Schnaps in »Rita's Gaudihütn« kann nicht mehr helfen – und wir sind Mitrednerin in der Zombie-Apokalypse in den Tiroler Alpen.

Mit welcher morbider Lust dieser Film dem Grundstuetz vom Tod in den Alpen zensischen Potenzial abtrotzt, ist eindrücklich. Wer hätte gedacht, wie leicht Skistöcke durch Augenhöhlen gleiten? Oder was Carving – Achtung, vielviel Kunstblut! – auch noch bedeuten kann? Und wie behände die Hüterin Rita (gespielt von Ulrich Seidl's Charakterdarstellerin Margarethe Tiesel) die Schneefrise durch das Zombievollmanövriert: »Heute gib's Faschieres!«

Zugegeben: Inhaltlich ist dieser Film kompletter Trash. Aber manchmal reicht auch eine einzige durchgeknallte Idee für 78 unterhaltsame Filminuten. TIMO POSSELT

Bitte mal den Korb zeigen!

Marian Mickl kontrolliert übereifrige Schwammerlsucher

Sobald der Sommer beginnt und die ersten Schwammerl aus dem Waldboden sprießen, beginnt für Menschen wie Marian Mickl die große Suche. »Für uns ist das aber keine Gaudi«, sagt er am Telefon. Mickl leitet die Geschäftsstelle der Kärntner Bergwacht, er sucht keine Pilze oder Schwammerl im Wald – »Ich habe Angst vor Zecken« –, sondern Schmutz und Diebe mit Stoffsack und Taschenmesser.

Die Kärntner Bergwacht, eine Freiwilligenorganisation mit 350 Mitgliedern, ist zuständig für die Kontrolle der landesweiten Pilzverordnung, die Mickl auswendig zitieren kann: »Sämtliche wild wachsende Pilze dürfen nur zum Eigengebrauch und nur zwischen sieben und 18 Uhr und nur in einer Gesamtmenge von zwei Kilogramm pro Person und Tag gesammelt, erworben, weitergegeben, befördert, gehandelt und feilgeboten werden.« Eierschwammerl und Steinpilze, die beliebtesten Arten, dürfen lediglich zwischen dem 15. Juni und dem 30. September gesammelt werden.

Wer gegen die Pilzverordnung verstößt, dem drohen Geldstrafen von bis zu 3.630 Euro. »Bis vor ein paar Jahren hatten wir es wirklich mit organisierter Kriminalität zu tun«, sagt Mickl. Die Täter waren vor allem Italiener, die mit Bussen über die Grenze reisten und die Kärntner Wälder leer räumten. Es habe Zeiten gegeben, da habe die Kärntner Bergwacht drei Tonnen Pilze in einer Saison beschlagnahmt. »Wir haben einzelne Leute mit 50 bis 100 Kilo erwischt.«

Seit ein paar Jahren habe sich die Lage gebessert, sagt Mickl. Aber er ist sich nicht sicher, ob der Schmuggel wirklich weniger geworden ist. »Vielleicht passen die Pilzdiebe heute auch einfach besser auf.« CHRISTINA PAUSACKL

Da steig ich auf keinen Fall ein!

Judith Wirth nimmt Menschen ihre Panik vor der Seilbahn

DIE ZEIT: Frau Wirth, warum haben einige Menschen Angst, sich in eine Seilbahn zu setzen – obwohl die statistisch gesehen sehr sicher sind?

Judith Wirth: Angst hat nichts mit Logik zu tun. Die findet in einer ganz anderen Abteilung unseres Hirns statt. Deswegen nützt es in so einer Situation auch nichts, jemandem gut zuzureden.

ZEIT: Was löst denn die Angst aus?

Wirth: Es gibt Hirnteile, die sich schon bei den Neandertalern ausgebildet haben, die für unsere Sicherheit sorgen – und die rasend schnell arbeiten. Wie ein Radar, das ständig die Umgebung checkt. Und dieses Radar hat irgendwann diese Angst gelernt.

ZEIT: Also müssen Menschen schon schlechte Erfahrungen mit Seilbahnen gemacht haben?

Wirth: Nein, nach meiner Erfahrung liegt die Ursache für eine Seilbahnphobie in den seltensten Fällen bei einer schlimmen Erfahrung mit Gondeln, sondern ganz woanders. Aber eine erwachsene, intelligente Person hat auch nicht primär Angst, aus der Gondel zu fallen oder in der Bahn stecken zu bleiben und nicht mehr rauszukommen.

Diese Gedanken kommen erst als Nachhut, nachdem das unbewusste Alarmsystem angesprochen ist.

ZEIT: Gibt es denn keine Verbindung zwischen dem Objekt der Angst – ob Seilbahnen, Spinnen oder Fahrstühle – und der Ursache der Angst?

Wirth: Die Wurzel aller Phobien ist entweder Kontrollverlust oder Hilflosigkeit. Welches Erlebnis das konkret ausgelöst hat, wissen wir oft nicht. Manchmal liegt es im frühen Kindesalter oder noch vor der Geburt.

ZEIT: Sie haben unter anderem im Höhenrettungszentrum im schweizerischen Zofingen Menschen mit Seilbahnangst behandelt. Wie gehen Sie vor?

Wirth: In dem Fall habe ich nicht an den Ursachen gearbeitet, sondern Coping-Strategien vermittelt. Angst ist ja nur ein doofes Gefühl im Körper, das nicht zum Kontext passt. Also zeige ich, wie man die Kontrolle wiedererlangt, mit einer Methode namens Meridanklopfen. Man klopf auf bestimmte Punkte am Körper – einige nutzen wir eh unbewusst, etwa die Innenseite der Finger, die wir bei Stress bekabbern. So beruhigt sich das Alarmsystem, die Angst vergeht.

Das Gespräch führte **Christian Bartlau** Judith Wirth, 53, ist Mentalcoach in Luzern mit Spezialgebiet Panik und Angststörungen

Schmerzensgeld für Stolperer?

Österreichs Wegewarte müssen immer häufiger vor Gericht

Auf sicheren Routen auf den Berg – und heil wieder herunter: Dafür sind die Wegewarte des österreichischen Alpenvereins zuständig. Die Hüter der Wanderrouen überprüfen jedes Jahr das 26.000 Kilometer lange Netz. Von den rund 1.000 Freiwilligen sind etwa 750 ehrenamtliche Funktionäre als Wegewarte – doch diese Menschen hinterfragen jetzt ihr Engagement. Denn immer öfter klagen Wanderer nach Unfällen auf Schadensersatz. Und die Wegewarte haben Angst, dass sie dafür haften müssen.

»Strafrechtlich hat es noch nie was gegeben«, sagt Georg Unterberger, Chef der Abteilung Hüten und Wege im Alpenverein. Keiner der Wegewarte habe je vorsätzlich oder grob fahrlässig gehandelt. Gerade einmal bei einer Handvoll Verfahren im Jahr gebe es zivilrechtliches Vorgehen. »Dann springt aber unsere Versicherung ein und hält unsere Ehrenamtlichen schad- und klaglos.« Unterberger hält sich bei den Details zu den Klagen bedeckt, er will die Betroffenen vor der Öffentlichkeit schützen, nur so viel: Allein die Ermittlungen seien unangenehm.

Ein Beispiel erzählt er dann doch: Die Kinder einer Familie folgten auf einer Wanderung nicht dem Hauptweg, sondern einer unscheinbaren Abzweigung zu einem Wasserfall. Dort wurde ein Kind von einem Eiszapfen getötet. Die Ermittlungen ergaben: Die Abzweigung hatte keinen zuständigen Wegehalter. Der Wegewart der Haupttroute: nicht verantwortlich. »Ich verstehe, dass man nach so einem tragischen Ereignis einen Schuldigen sucht«, sagt Unterberger. Aber wenn sich jemand beim Wandern den Fuß verstaucht und Schmerzensgeld verlangt, fehlt ihm das Verständnis dafür: »So was haben die Leute früher verschwiegen. Da war man noch so selbstreflektiert, dass man sich sein eigenes Unvermögen oder mangelnde Ausrüstung eingestand – oder dass man einfach pastet war.« SABRINA LUTTENBERGER

Millionengrab mit Aussicht

Investoren versenken viel Geld in den Walliser Bergen

Die Baustelle auf 1.500 Metern über Meer ist gigantisch, sogar von unten im Rhonetal sieht man sie – und das seit zehn Jahren. Damals führen in Aminoona, neben dem Skiresort von Crans Montana gelegen, die Bagger auf. Sie terrassieren auf 15 Hektar den Hang, gruben sich in den Berg. Ein 650-Millionen-Franken-Projekt sollte hier entstehen, versprochen die Investoren aus Russland: Luxushotels, Hochhäuser und Chalets für 2.500 Gäste. Ihr Chef: ein damals 25-jähriger Sohn des Bankiers Wladimir Kogan, einem Vertrauten Wladimir Putins. Aber plötzlich ging nichts mehr. 2017 wurden alle Bauarbeiten eingestellt, es fehlte das Geld. Seither klappt in der Bergkante ein Loch.

Die Russen sind nicht die Ersten, die in Aminoona ihr Glück versuchen. Mitte der 1970er-Jahre wollten hier ein paar Architek-

ten aus Genf zwei Dutzend Wohntürme bauen. Die Erholung suchenden Menschen stapeln, um so die Landschaft drum herum zu schonen und besser genießen zu können – das war die Idee. Gebaut wurden nur drei Türme; auf dem sie umgebenden Land wucherten bald unzählige Chalets. Die Hochhäuser verfallen.

Damit vom russischen Luxusprojekt nicht auch nur eine Bauruine bleibt, forderten Landschaftschützer vom Kanton Wallis, den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen. Vergebens. Es gab unzählige Einsprachen, Verzögerungen. Bei der Gemeinde jedoch glaubt man bis heute daran, dass sich die Hautevolée bald auf der Sonnenterrasse bräunt und am Spa-Pool rektelt. Es gilt das Motto: Aminoona darf nicht sterben. »Wir werden keinen Baustopp tolerieren«, sagte der Gemeindepräsident von Crans Montana kürzlich der *Sonntagszeitung*.

Doch es gibt da ein neues Problem: Die Ursalib Bank, mit der die Familie Kogan reich wurde, ist wegen des Ukrainekriegs in den USA und Großbritannien sanktioniert. Das heißt: Jede Schweizer Bank, die mit den Kogans zusammenarbeitet, müsste sicherstellen, dass kein Geld aus der Ursalib in Aminoona investiert wird. Sonst geriete sie plötzlich selbst ins Visier der Amerikaner und Briten. Der neu entfachten Euphorie im Wallis tut all das keinen Abbruch. Noch in diesem Frühjahr soll das Fundament gegossen werden, heißt es. Für 2027 ist die Eröffnung geplant. MATTHIAS DAUM

Richtig bremsen will gelernt sein

Die wichtigsten Tipps für eine sichere Rodelpartie

DIE ZEIT: Herr Mark, sind Schlittensfahrten gefährlich?

Christian John Mark: Gemessen daran, wie viele Menschen rodeln, passiert selten etwas Schlimmes. Am häufigsten fällt, vielleicht gibt es mal ein verdrehtes Knie oder einen verdrehten Fuß.

ZEIT: In Ihrem Sportgeschäft in Bergün verleihen Sie Schlitten und führen Ihren Kunden vor, wie man richtig lenkt und bremst. Warum wissen sie das nicht?

Mark: Schlittensfahrten ist ein Breitensport, zu uns kommen Familien mit Schulkindern, Jugendliche und pensionierte Zweitwohnungsbesitzer, die meisten sind Schweizer. Aber die wenigsten kennen die genaue Technik. Viele unterschätzen auch, wie schnell ein Schlitten wird, wenn der Untergrund beispielsweise eisig ist. Auf der sechs Kilometer langen Albulapasstraße fährt man schon mal mit 40 Stundenkilometern den Berg hinunter.

ZEIT: Was muss man beim Lenken also beachten?

Mark: Das kommt auf den Schlitten an. Der Davoser, ein klassischer Holzschlitten, ist starr und unbeweglich. Den steuert man mit den Füßen. Dabei gilt die Regel: Dort, wo ich den Fuß absetze, geht auch der Schlitten hin. Bei den modernen Schlitten sind die Sitzfläche und die Kufen durch Gummistücke miteinander verbunden, die sind sehr beweglich. Solche Schlitten lenkt man mit dem Körper: Wenn ich nach links fahren will, verlagere ich mein Gewicht nach links. Wie auf einem Pferd.

ZEIT: Und wie bremst man richtig?

Mark: Auf keinen Fall mit dem gestreckten Bein! Und auch nicht mit der Ferse. Beides beobachte ich immer wieder. Wichtig ist, die Beine anzuwinkeln und die Füße flach auf den Boden zu setzen. So bleibt man beweglich und kann besser reagieren, falls man auf der Strecke einer Schneewölbung ausweichen muss. Wir weisen unsere Kunden auch noch auf etwas anderes hin.

ZEIT: Worauf?

Mark: Sie sollen nicht erst in der Kurve bremsen, sondern kurz davor. Und: nicht mitten auf der Strecke stoppen und ein Selfie machen.

Die Fragen stellte **Salome Müller** Christian John Mark, 43, ist Geschäftsführer von Mark Sport in Bergün

Lehren aus dem Lawinenwinter

Wie Evölène und Galtür mit der Katastrophe von 1999 umgingen

Die Bilder des großen Schnees, der vor 25 Jahre die Alpen heimsuchte, sind auch heute noch beeindruckend. Gigantische weiße Decken auf den Dächern, von meterhohen

Schneemauern gesäumte Straßen. An den Hängen Lawinenverbauungen, die nicht mehr zu sehen sind.

Im Januar und Februar 1999 stauten sich am Alpenordhang dreimal kurz hintereinander die Schneewolken. Innerhalb von vier Wochen warfen sie fünf bis acht Meter Neuschnee ab. Autobahnen und Eisenbahnlinien waren unterbrochen, Häuser, Weiler, Ortschaften wurden evakuiert, ganze Täler waren von der Außenwelt abgeschnitten. Hunderttausende Menschen saßen fest.

Mit Sprengungen provozierte man künstliche Lawinenabgänge, damit die Schneemassen portionsweise runterkommen. Trotzdem kam es zur Katastrophe.

Am 21. Februar verschüttete in Evölène, im Kanton Wallis, eine vier Kilometer breite Lawine mehrere Häuser und die Kantonsstraße. Zwölf Menschen starben. Zwei Tage später donnerte in Galtür, in Tirol, eine Lawine, 330.000 Tonnen schwer, ins Tal. Mit 250 Stundenkilometern und einer 100 Meter hohen Staubwolke. In den Tagen danach folgten weitere. Die Bilanz: 38 Tote.

Doch die beiden Dörfer gingen völlig unterschiedlich mit ihren Katastrophen um. Das eine, Galtür, schweißte der Lawinenwinter zusammen. Das andere, Evölène, nagt bis heute daran, was damals geschah. In Tirol entstand in der riesigen neuen Lawinenmauer ein Museum mit Gedenkstätte, und Angehörige der Opfer tranken noch Jahre später mit dem Bürgermeister einen Schnaps, wenn sie wieder im abgelegenen Hochtal in den Ferien weilten. Im Wallis sind auf der Gedenktafel die Gestorbenen nicht einmal namentlich genannt.

Dabei war hier wie dort, in Österreich wie in der Schweiz, nicht nur das Entsetzen, sondern auch die Empörung groß. In Galtür hieß es, die Gier der Touristiker hätte die Gäste zu Tode gebracht. Schutzwälder seien gerodet worden, um Pisten zu bauen. Es wurde geklagt: gegen das Land Tirol, den Landeshauptmann. Vergebens, die Verfahren wurden eingestellt. Anders in Evölène. Dort gelangte der Vater eines französischen Opfers bis vors Bundesgericht – und gewann. Der Gemeindepräsident und der Sicherheitschef wurden wegen mehrfacher fahrlässiger Tötung schuldig gesprochen. Sie hatten zwar die Gefahr erkannt, aber nicht entsprechend gehandelt. Häuser wurden nicht geräumt, die Straße wurde nicht gesperrt.

Die schlimmsten Fehler, die im Wallis gemacht wurden, waren 1999 allerdings bereits verjährt. Über die Jahrzehnte hatten die Behörden die lokale Gefahrenkarte überarbeitet und die sogenannte rote Zone verkleinert. Wo früher ein Bauverbot herrschte, stand plötzlich ein Chalet – mit tödlichen Folgen für dessen Bewohner. MATTHIAS DAUM

Mit Abba gegen Raser

DJ Gerhard heizt Après-Ski-Hasen ein – und kühlt sie ab

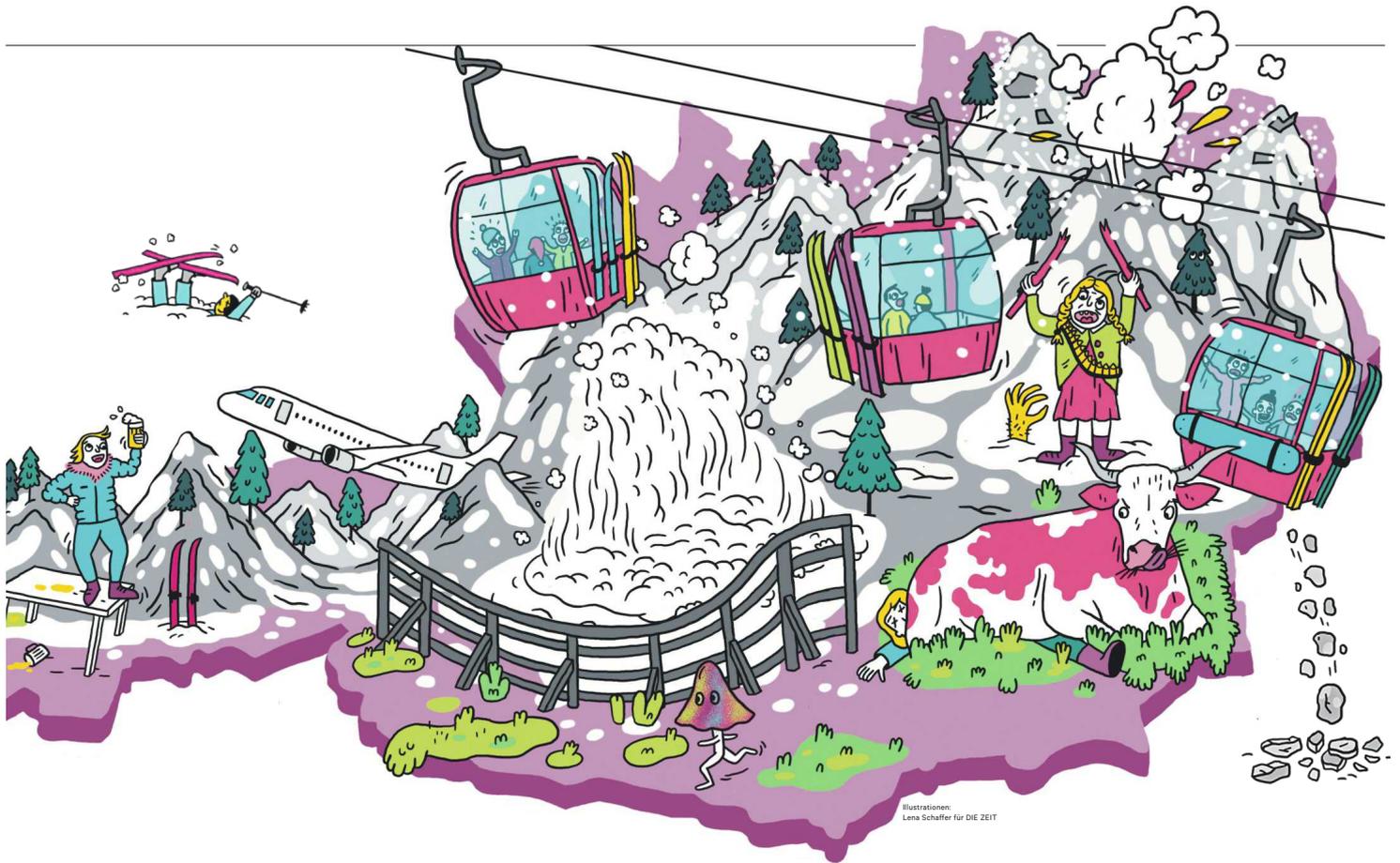
Was aufsteigt, muss auch wieder runter. Das weiß kaum jemand so gut wie Gerhard Schmidler. Der 73-Jährige ist seit mehr als 30 Jahren Après-Ski-DJ. Als DJ Gerhard bespielt er den Mooserwirt, die laut Eigenwerbung »wahrscheinlich schlechteste Skihütte am Arlberg«. Bewaffnet mit seinem Laptop, sorgt Schmidler von 15.30 bis 20 Uhr durchgehend für Stimmung. »Gas geben muss man schon«, sagt er. Die Leute kämen schließlich gezielt zum Mooserwirt, um eine gute Zeit zu haben. Früher hat er den Job während der Saison sieben Tage die Woche gemacht. Mittlerweile sind es drei, den Rest übernimmt DJ Thomas, sein Sohn.

DJ Gerhard hat Rituale, und die Stammgäste kennen diese natürlich. Das erste Lied ist immer Europe: *The Final Countdown*. Das Signal, dass die Party losgeht. Danach wird spontan und wild gemischt. »Bei uns kommen die Après-Ski-Szene und die Rockszene zusammen«, sagt Schmidler, es brauche also sowohl DJ Ötzi wie die Indierock-Hymne *Mr. Brightside*.

Schmidlers Aufgabe ist jedes Mal dieselbe: erst die Stimmung raufbringen, dann die Stimmung halten. Und das Publikum irgendwann auch wieder langsam runterbringen, damit sich niemand am Weg den Berg runter aufgekratzt und angetrunken etwas bricht. Deshalb heißt es in der letzten halben Stunde: Vollgas rausnehmen. Das Personal schenkt nichts mehr aus, DJ Gerhard tauscht die Partykracher gegen Mitsing-Hymnen, das Licht wird abgeschaltet.

Das Ende klingt immer gleich: erst Mario Jordan mit *Welch ein Tag*, als Rauschschmeißer *Thank You for the Music*. Dann ist Schluss. »Es geht stimmungsvoll zu Ende, aber es geht zu Ende«, sagt Schmidler. Eine Viertelstunde später ist der Mooserwirt leer, die Leute fahren talwärts – und kommen hoffentlich mit heißen Knochen an. JONAS VOGT





Illustrationen:
Lena Schäffer für DIE ZEIT

ANZEIGE

ZEIT EDITION DAS LITERARISCHE *Menü*

Genießen Sie Literatur und gutes Essen mit Ihren Gästen

Laden Sie ein zu einer **literarischen Soiree**, und verwöhnen Sie Ihre Gäste mit köstlichen Menüs, bei denen Sie **ausgewählte Passagen der Weltliteratur** gemeinsam lesen und diskutieren.

Die **neue ZEIT-Edition »Das literarische Menü«** bietet Ihnen mit **inspirierendem Lesestoff, passenden Diskussionsfragen und Rezepten** die perfekte Grundlage für unvergessliche Abende. Freuen Sie sich auf gute Gespräche mit viel Freude am gemeinsamen Nachdenken über die Literatur und das Leben.

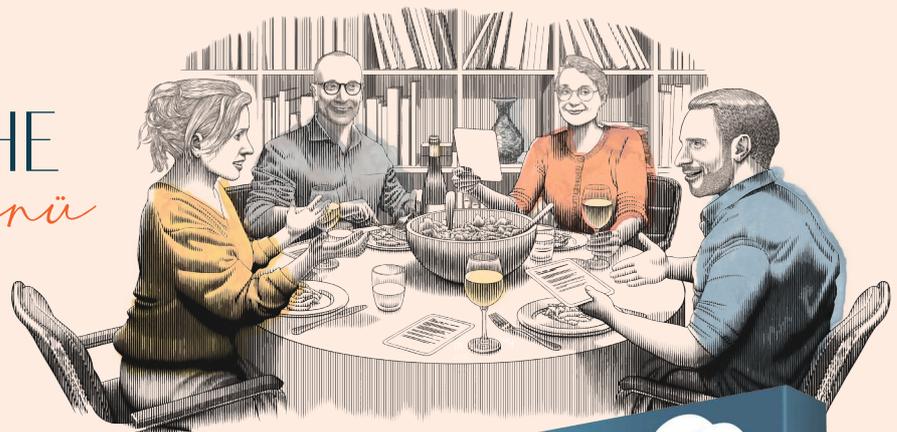
Für 3 Abende voller literarischer Entdeckungen und kulinarischer Highlights:

- **Literatur- und Fragekarten** mit spannenden Denkanstößen der ZEIT-Redaktion über das Menschsein, das Lieben und das Erinnern leiten Ihre Diskussion auf faszinierende Weise
- **Menükarten** für raffinierte 3-Gänge-Menüs zum einfachen Nachkochen
- **Anregende ZEIT-Lesehefte** mit Hintergründen zu Autoren, Werken und Themen

Exklusiv von der ZEIT entwickelt und nur im ZEIT-Shop erhältlich – Ihre Einladung zu einem besonderen literarisch-kulinarischen Erlebnis!

Jetzt für 59,95 €* bestellen:
shop.zeit.de/litmenu

* zzgl. Versandkosten | Bestell-Nr.: 47085 | Illustration: Anatolij Pickmann
Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg



3 Lesehefte
3 x 3 Literaturkarten
3 x 4 Menükarten

Feuer und Fels

»Ich habe schon Kollegen gesehen, die sich in den Kopf gesägt haben«

Die österreichische Weltklasse-Kletterin Barbara Zangerl und der Schweizer Forstwart Maik Huber sprechen über ihre lebensgefährlichen Jobs in den Bergen

DIE ZEIT: Herr Huber, im vergangenen Sommer hat im Wallis wochenlang der Wald gebrannt. Helikopter waren im Einsatz, um die Feuer zu löschen. Dörfer mussten evakuiert werden. Sie waren mittendrin: Sie fällten mit Kollegen brennende Bäume an einem Steilhang. Muss man ein bisschen lebensmüde sein, um diesen Job zu machen?

Maik Huber: (lacht) Nein, man muss die Gefahren einfach richtig einschätzen. Das Wichtigste ist die Sicherheit und dass man am Abend gesund nach Hause kommt. Bäume zu fällen, im Gelände zu arbeiten, sich darin fortzubewegen, das sind wir gewohnt. Nur hat's in dem Fall eben gebrannt.

ZEIT: Wie fällt man brennende Bäume?

Huber: Man beobachtet die Lage zuerst von Weitem, schaut den Baum an und schätzt ab, ob man sich ihm nähern kann. Wenn ja, geht man schrittweise vor – gemeinsam mit der Feuerwehr. Die hatte Hochdruckpumpen dabei mit bis zu 200 Meter langen Schläuchen. So haben wir uns vorgebereitet: die Bäume gelöscht, gefällt und dann das Wurzelwerk ausgewaschen.

ZEIT: Forstwart gilt als der gefährlichste Job der Schweiz. Statistisch gesehen verletzen sich jedes Jahr drei von zehn Ihrer Kollegen bei der Arbeit. Wann hatten Sie zuletzt einen Unfall?

Huber: Ich hatte bis jetzt ziemliches Glück und nur kleinere Verletzungen: Prellungen, weil ich gestürzt bin oder mir den Fuß verdreht habe, eigentlich nichts Nennenswertes. Ich habe aber schon Kollegen gesehen, die sich in den Kopf gesägt haben.

ZEIT: Bitte was?

Huber: Die Motorsäge ist durch den Kickback zurück auf den Kopf geschlagen. Aber auch diese Verletzungen waren nicht so schlimm, es konnte alles genäht werden.

ZEIT: Frau Zangerl, Sie haben ebenfalls einen gefährlichen Beruf. Sie klettern die schwierigsten Routen in den Alpen und auf Bergen auf der ganzen Welt. Warum machen Sie das?

Barbara Zangerl: Es macht unglaublich viel Spaß, und ich liebe das Abenteuer. Beim Klettern kann ich viel reisen, bin auf Bergen und in Wänden unterwegs. Das taugt mir einfach. Aber Klettern ist viel sicherer, als es aussieht. Wenn man 500 Meter über dem Boden in einer Wand klettert, sieht das spektakulär aus, doch das Seil hält, an dem man hängt.

ZEIT: Klettern ist sicherer, als Forstwart zu sein, meinen Sie?

Zangerl: Vermutlich. Aber wenn der Mensch in der Natur unterwegs ist, kann er nie alles beeinflussen. **ZEIT:** Was können Sie beim Klettern nicht beeinflussen?

Zangerl: Ich weiß zum Beispiel nicht, wie stabil der Fels wirklich ist. Der El Capitan im kalifornischen Yosemite Valley schaut von außen aus wie der kompakteste Fels, den man sich vorstellen kann. Als wir vor Ort waren, ist aber ein Riesenstück herausgebrochen, 40 Meter lang und 20 Meter tief. Wenn das runterkommt, vibriert der ganze Boden, das ist total erschreckend. Den Kletterern, die gerade in der Wand waren, ist nichts passiert. Uns im Tal auch nicht. Aber einen Wanderer hat es erwischt, der ist leider verstorben.

ZEIT: Kommt das häufig vor?

Zangerl: Wenn es auf der Welt immer wärmer wird, nicht nur in den Tiefen, sondern eben auf 5.000 Metern über dem Meer, wird auch das Steinschlagrisiko immer größer. Ich war zum Beispiel im vergangenen Jahr in Pakistan auf einer Expedition, und da sind wir erst über einen Gully, eine Art Tal in V-Form, zur Wand zugestiegen. Das dauerte sechs, sieben Stunden und war der gefährlichste Teil der ganzen Expedition.

ZEIT: Wieso?

Zangerl: In der Nacht bei minus 20 Grad gefriert alles, aber tagsüber war die Sonneneinstrahlung so stark, dass der Schnee geschmolzen ist. Durch die großen Temperaturunterschiede lösen sich Steine aus dem Eis. Die kommen dann von links und rechts auf einen zu, wenn man durch diesen Gully geht. Da ist man schon sicherer am Weg, wenn man in der Schweiz im Rätikon klettert. Aber passieren kann überall etwas.

ZEIT: Herr Huber, klettern Sie eigentlich auch?

Huber: Nur auf Bäume. (lacht)

Zangerl: Das ist aber sicher schwieriger, als in Wänden zu klettern.

Huber: Nein, man hat ja Steigeisen an, die man in die Rinde drücken kann. Ich hätte mehr Mühe am Felsen.

ZEIT: Brennende Bäume und Berge, die auseinanderbrechen – wenn wir Ihnen beiden zuhören, wird uns ganz mulmig. Haben Sie keine Angst?

Zangerl: Ich gehe nie mit Angst in die Berge. Das Leben ist ja generell ein Risiko. Wenn man es so sicher wie möglich gestalten will, muss man zu Hause bleiben. Es geht aber auch beim Klettern darum, das Risiko zu minimieren. Um auf die Situation in Pakistan zurückzukommen: Am ersten Tag sind wir untertags zugestiegen, da haben wir die Gefahr richtig gespürt. Es war viel zu warm. Also sind wir beim nächsten Mal um drei Uhr in der Früh gestartet. Da war noch alles gefroren und sicherer.

Huber: Ich gehe auch nie mit Angst zur Arbeit. Sonst macht man Fehler. Aber Respekt habe ich schon, das ist sehr wichtig.

ZEIT: Sie sind nicht einmal dann besorgt, wenn sich ein Kollege mit der Motorsäge ins Gesicht schneidet?

Huber: Nein, eigentlich nicht. Man sieht allerdings, wie schnell etwas passieren kann. Dann passt man die nächsten ein, zwei Tage viel mehr auf als sonst. Irgendwann kehrt aber wieder die Routine zurück, und man denkt über anderes nach.

ZEIT: Hilft die Routine, Fehler zu vermeiden, oder kann sie auch unvorsichtig machen?

Huber: Es gibt gefährliche Aufgaben, die erledigt man dank Routine super. Mit der Zeit wird man aber immer ein bisschen frecher und frecher, und auf einmal hat man eben fast einen Unfall. Dann muss man einen Schritt zurückgehen und sich sagen: Nehmen wir es wieder ein bisschen gemühtlicher.

Zangerl: Das ist beim Klettern gleich. Die Erfahrung ist wichtig, damit man keine Fehler macht. Aber wie Maik sagt: Wenn man routinierter ist, funktionieren Sachen schneller und besser, und das kann dazu führen, dass man nachlässig wird. Bei mir ist das bei der Seiltechnik so. Sichere ich mich einfach, weil ich so schneller vorankomme, oder doch lieber doppelt?

ZEIT: Es bleibt also ein Restrisiko. Wie gehen Sie damit um?

Zangerl: Ich glaube, am besten kann man das damit vergleichen, wenn man in ein Auto steigt. Dann denkt man sich ja auch nicht, dass man gleich auf der Autobahn einen schweren Unfall hat – und es passieren ständig Unfälle. Und es ist statistisch wahrscheinlicher, dass ich bei einem Autounfall sterbe als auf einer Expedition.



Barbara Zangerl im Klettergarten in Lorüns



Maik Huber im Forst in Fieschertal

ZEIT: Sie sagten in einem früheren Interview: »Für den Beruf des Forstworts muss man gemacht sein.« Wann haben Sie gemerkt, dass dieser extreme Job für Sie der richtige ist?

Huber: Ich war schon seit meiner Kindheit immer viel mit meinem Vater unterwegs. Er ist Jäger, wir waren viel in der Natur, haben auch eine Alphütte. Zuerst habe ich eine Lehre als Automechaniker gemacht und zwei, drei Jahre auf dem Job gearbeitet – immer in der Werkstatt. Von Tag zu Tag habe ich aber stärker gemerkt: Ich muss draußen arbeiten. Also habe ich mich umgeschaut und den Forst entdeckt. Da habe ich 2014 meine zweite Lehre begonnen. Seitdem arbeite ich hier. Eigentlich habe ich mein Hobby zum Beruf gemacht.

ZEIT: Sie sind beide im Team unterwegs. Wie wichtig ist das für die Sicherheit?

Zangerl: Beim Klettern ist der Partner extrem wichtig, man ist immer zu zweit unterwegs. Ich mache ja hauptsächlich Freiklettern, da klettert man an der Struktur des Felsen entlang, und die Sicherungsmittel fangen einen nur auf, wenn man stürzt. Da kommt es sehr darauf an, wie der Partner reagiert.

ZEIT: Was heißt das?

Zangerl: Wenn ich stürze, und da ist ein Vorsprung in der Wand, muss mein Partner fähig sein, sofort mein Seil zu geben, damit ich über den Absatz drüberfalle, also nicht aufschlage und mir die Flüße breche. Bei meinem Freund, mit dem ich seit 13 Jahren klettere, weiß ich, ich kann ein größeres Risiko eingehen, dem vertraue ich voll. Bin ich mit jemandem unterwegs, der weniger Erfahrung hat, würde ich größere Stürze vermeiden, indem ich nicht an mein Limit gehe.

Huber: Man vertraut auch im Wald den Kollegen sein Leben an. Wenn der oberhalb irgendeinen Scheiß baut, dann ist der untere weg. Wir arbeiten deshalb meistens im gleichen Team. Wenn ich jemanden nicht gut kenne, würde ich nicht jede Aufgabe gemeinsam machen. Man muss wissen, wie jemand reagiert.

ZEIT: Ein Arbeitskollege von Ihnen ist bei der Arbeit tödlich verunglückt.

Huber: Das war schon ziemlich hart. Als der Unfall passiert ist, hat er aber nicht mehr bei uns gearbeitet, sondern im Nachbarbetrieb. Er war immer voll konzentriert und wusste, was er machte. Unser Chef hat gefragt, ob wir genau wissen wollen, was passiert sei. Doch das bringt uns nichts, er kommt nie mehr zurück. Schließlich muss man einfach akzeptieren: Wenn es so sein soll, dann soll es so sein.

ZEIT: Haben Sie auch schon Kollegen verloren, Frau Zangerl?

Frau Zangerl: Ja, ein guter Kollege, Hansjörg Auer, ist in Kanada durch eine Lawine in der Wand gestorben, zusammen mit David Lama. Die beiden gehörten zu den besten der Welt. Das ist ein brutal tragisches Erlebnis. Je älter man wird, desto mehr Leute kennt man, die in den Bergen untermommen sind.

ZEIT: Denkt man dann daran, aufzuhören?

Zangerl: Es nimmt einem nicht die Passion für die Berge. Sie gehen einem so viel zurück im Leben. Wie beim Maik, der immer gerne in den Wald ging, war ich schon als Kind motiviert, in die Berge zu gehen und zu klettern. Für mich wäre es ein schreckliches Leben, wenn ich einen Bürojob hätte und jeden Tag meinen Stapel Papier abarbeiten müsste. Dafür nehme ich das Risiko in Kauf.

ZEIT: Was lernt man über das Leben, wenn man jeden Tag mit dem Tod konfrontiert wird?

Zangerl: Man wird auch in anderen Lebenssituationen belastbarer. Es ist, wie wenn man in kaltes Wasser steigt:

In dem Moment kann es grausam sein, aber geht man raus, fühlt es sich auf einmal gewaltig an. So ist es auch beim Klettern.

ZEIT: Was hält Sie, Herr Huber, trotz aller Gefahren in Ihrem Beruf?

Huber: Die Natur. Wenn man im Wald Bäume fällt und sägt oder mit der Seilbahn arbeitet, herrscht ein Riesenlärm. Aber dann macht man Mittagspause und stellt die Motorsäge ab. Plötzlich riecht man das Holz, hört die Vögel pfeifen, und manchmal sieht man auch eine Gämse oder ein Reh. Dazu die Aussicht ...

Zangerl: Beim Klettern gibt's eigentlich keinen Platz für andere Gedanken. Das ist eine Art von Zwangsmeditation. Ich mag diesen Zustand, wo ich mich nur auf das fokussiere, was ich jetzt gerade in diesem Augenblick mache. Sobald man im Kopf mit den Gedanken abschweift, stirbt man sich ins Seil.

Das Gespräch führten:

Sarah Jäggi und Sabrina Luttenberger

ZEIT: Gab es schon einmal ein Moment, in dem Sie Todesangst hatten?

Zangerl: In Pakistan kam einmal ein Stein so groß wie ein Kühlschrank runter. Er ist einmal an der Wand zerbrochen, die vielen kleinen Stücke sind auf uns zugeflogen, als würde jemand mit einer Waffe auf uns schießen. Das war ein wildes Erlebnis. Zum Glück konnten wir uns hinter einem Felsen verstecken.

ZEIT: Was haben Sie in diesen Sekunden gedacht, als Sie nicht wussten, ob es Sie jetzt erwischt?

Zangerl: Ich habe die Augen zugeknippt und mir die Ohren zugehalten und nur gemerkt, dass neben meinen Füßen etwas aufgeschlagen ist. Das war aber so schnell wieder vorbei – und danach war es vollkommen ruhig. In dem Moment, da dieser Kühlschrank-Felsen runterfiel, hatte ich gar keine Zeit, um nachzudenken oder die Nerven zu verlieren. Später haben wir gesehen, dass die Steine unsere Zelte zerstört haben. Wäre das Ganze in der Nacht passiert, hätten wir keine Chance gehabt.

ZEIT: Herr Huber, hatten Sie auch schon einmal ein solches Schreckerelebnis?

Huber: Ja, solche Momente gab es schon. Nach den Stürmen im vergangenen Jahr haben wir in den Steilhängen die umgefallenen Bäume mit dem Helikopter ausgeflogen, einige aber auch im Wald gelassen. An einem Ort waren ziemlich viele Bäume übereinandergefallen, und ich habe den untersten abgesägt, weil ich dachte, er hat nicht so viel Spannung drauf. Ich habe die Motorsäge also an der Seite angesetzt, und plötzlich gab es einen lauten Knall: Es hat mir die Motorsäge auf die Brust geschlagen – und ich bin zurückgefallen.

ZEIT: Und dann?

Huber: Zum Glück hat der Kettenstopf funktioniert, eine Sicherheitsvorrichtung, die dafür sorgt, dass sich die Kette nicht mehr dreht, wenn ich vom Holz weg bin. Sonst hätte ich mich vielleicht geschnitten. Ich hatte dann ein paar Tage einen blauen Fleck, sonst nichts. Nach dem Unfall bin ich aber auch so zwei, drei Minuten einfach nur mal geseesen. Und die Hände haben schon ein bisschen ... (zeit zitternde Hände)

»Man vertraut den Kollegen sein Leben an«

Maik Huber, 33, Forstwart

Bröckelnde Berge

M

Marcia Phillips mag Schnee. Aber nur als Skifahrerin. Als Forscherin hingegen freut sie sich, wenn die Meteorologen mal wieder einen schneearmen Winter prognostizieren. Dann fehlt den Berggipfeln die isolierende Decke, und sie kühlen besser ab. Tun sie das nicht, schmilzt das Eis, das sie zusammenhält. Sie beginnen zu bröckeln und stürzen ins Tal.

Dieser Neuschnee-Morgen im März ist also gar nicht nach dem Geschmack der Schweizer Forscherin. Ein Meter Schnee liegt auf den Bergen im Gotthardmassiv oberhalb von Andermatt. In voller Skimontur steht Phillips an der Talstation der Gemstockbahn. Knapp unter dem Gipfel, auf 2.904 Metern über Meer, misst das Institut für Schnee- und Lawinenforschung (SLF), für das Phillips die Forschungsgruppe Permafrost leitet, dem Berg Temperatur und Feuchtigkeit. »In diesem Winter war es im Fels des Gemstocks nie kälter als null Grad«, sagt die 54-Jährige. »Das ist viel zu warm, eigentlich sollte der Fels gefroren sein.« Zwei- bis dreimal im Jahr kontrolliert Phillips die Messinstrumente auf dem Gemstock, die ihre Daten automatisch ins SLF-Zentrum nach Davos übermitteln. Noch weiß sie allerdings nicht, ob sie heute überhaupt auf den Gipfel kommt.

Der Permafrost wird oft als Kleber der Alpen bezeichnet. Es ist ständig gefrorener Boden, typischerweise auf über 2.500 Metern über Meer. Er enthält mal mehr, mal weniger Eis. Die Temperatur definiert den Permafrost, nicht die Beschaffenheit. »Legen Sie einen trockenen Felsen in die Tiefkühltruhe, erhalten Sie eisarmen Permafrost«, sagt Marcia Phillips: »Stellen Sie sich einen Eimer mit Erde und Wasser in die Tiefkühltruhe, erhalten Sie auch Permafrost – eisreichen.«

Die Probleme beginnen, wenn der Permafrost auftaut. Der Fels verliert seinen Kitt, der Boden wird instabil. Es kommt zu Hangrutschungen, Felsstürzen oder Murgängen. Und je wärmer das Klima auf der Welt und in den Bergen wird, desto schneller taut der Permafrost auf.

Seit bald 30 Jahren misst Phillips den Permafrost im Alpenraum. Er hat sich in dieser Zeit pro Jahrzehnt um ein Grad erwärmt. Entsprechend dicker ist heute die



Die Schweizer Permafrost-Forscherin Marcia Phillips auf dem Gemstock oberhalb von Andermatt

Foto: Michael Chiriacen für DIE ZEIT

sogenannte Aufschicht über dem Permafrost. Also jenes Gestein und Erdreich, das im Sommer auftaut und im Winter wieder gefriert. Dazu dringt der starke Niederschlag, der Regen im Frühling und Herbst, aber auch der schmelzende Schnee, tiefer in den Boden ein, weil dieser nicht mehr gefroren ist. So bewegen sich große Massen immer schneller in Richtung Tal. Das hat in den Alpen schon zigmal zu brenzligen Situationen geführt – und zu tödlichen Katastrophen.

Zum Beispiel im August 2017 am Piz Cengalo im Kanton Graubünden: Drei Millionen Kubikmeter Fels brachen aus seiner Nordflanke. Innert Sekunden löste sich der erste Murgang und floss als gewaltiger Schuttstrom ins Tal und überschwemmte das Dorf Bondo. Acht Personen kamen dabei ums Leben. »Nie zuvor hat es an einem Messstandort von uns Tote gegeben«, sagt Marcia Phillips. Für sie als Forscherin seien solche Phänomene extrem spannend: »Aber als Mensch habe ich große Mühe damit.« Dass etwas, was sie so fasziniert, andere tötet. Die Katastrophe am Piz Cengalo beschäftigt Phillips bis heute.

Oder der vergangene Juni, als am Fluchthornmassiv in Tirol ein ganzer Gipfel samt Gipfelkreuz aus dem Berg brach, der nun etwa 100 Meter niedriger ist. »Es gibt keinen Südgipfel mehr«, schrieb die österreichische Tageszeitung *Der Standard*. Aber auch die *FAZ* und der *Spiegel* berichteten über den hochalpinen Gipfelkollaps. »Sogar CNN hat mich angerufen«, sagt Phillips.

Oder der Spitze Stei in Kandersteg: Dort gleitet der Hang jeden Tag einen halben Zentimeter talwärts, weil immer mehr Wasser in den Boden eindringt.

Und selbst im Winter geraten heutzutage die Berge ins Rutschen. 2019 löste ein Felsabbruch am Flüela Wisshorn bei Davos eine riesige Schneelawine aus und verschüttete eine Skitourenroute – mitten in einer Märznacht.

In der Schweiz untersuchen das SLF und verschiedene Hochschulen an mehreren Dutzend Orten in den Alpen den tauenden Permafrost. In Österreich übernehmen dies die Bundesanstalt für Geologie, Geophysik, Klimatologie und Meteorologie sowie die gemeinnützige Forschungseinrichtung Georesearch. Sie haben ihre Bohrlocher am Hohen Sonnblick und am Kitzsteinhorn in

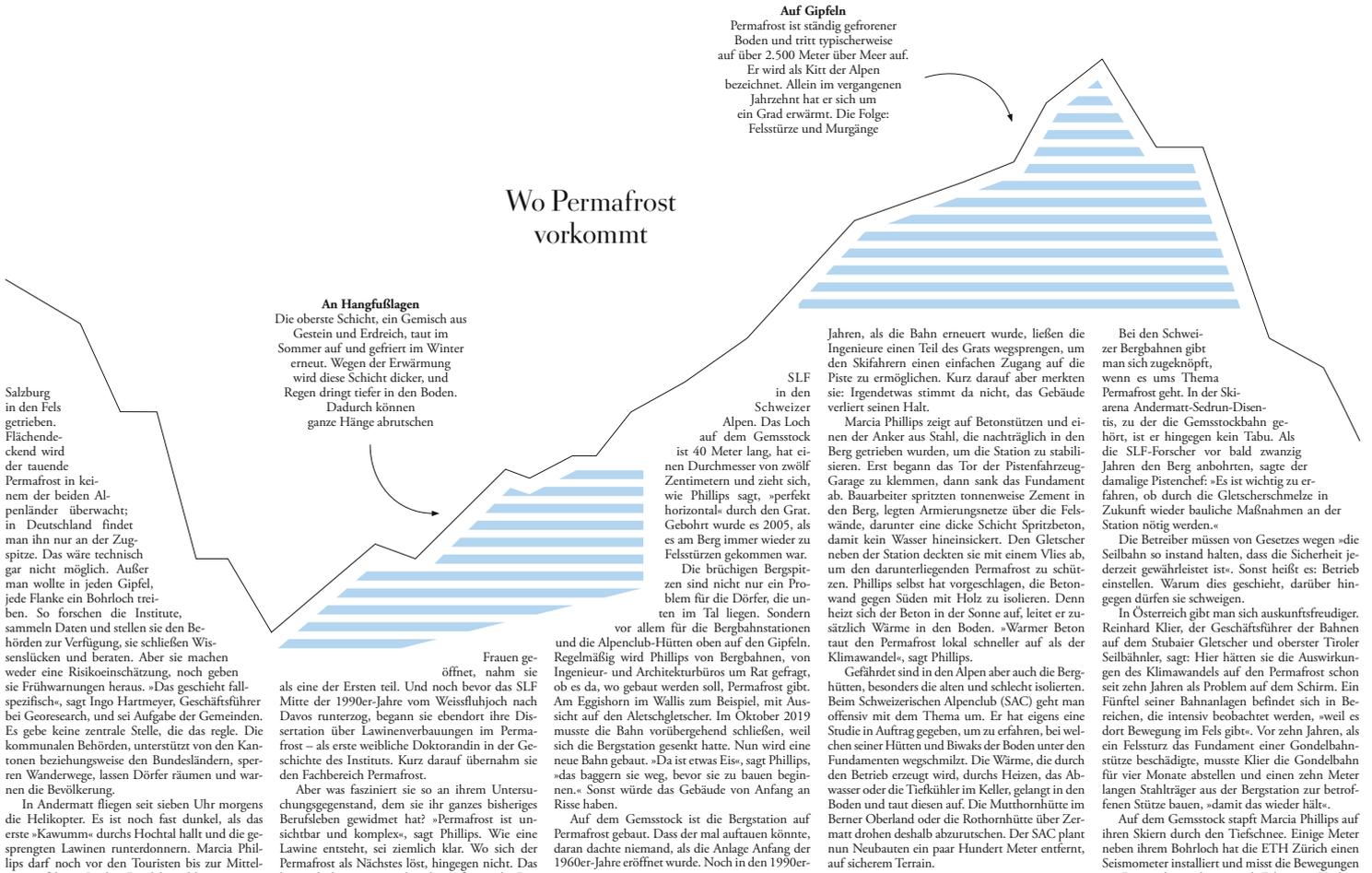
Sie misst dem Fels die Temperatur

In den Alpen taut der Permafrost. Was passiert, wenn dieser Kitt verschwindet, der die Berge zusammenhält? Unterwegs mit der Forscherin Marcia Phillips

VON BRIGITTE WENGER

Schmelzendes Eis

Wo Permafrost vorkommt



Salzburg in den Fels getrieben. Flächendeckend wird der taue Permafrost in keinem der beiden Alpenländer überwacht; in Deutschland findet man ihn nur an der Zugspitze. Das wäre technisch gar nicht möglich. Außer man wollte in jeden Gipfel, jede Flanke ein Bohrloch treiben. So forschen die Institute, sammeln Daten und stellen sie den Behörden zur Verfügung, sie schließen Wissenslücken und beraten. Aber sie machen weder eine Risikoinschätzung, noch geben sie Frühwarnungen heraus. »Das geschieht fall-spezifisch«, sagt Ingo Hartmeyer, Geschäftsführer bei Georesarch, und sei Aufgabe der Gemeinden. Es gebe keine zentrale Stelle, die das regle. Die kommunalen Behörden, unterstützt von den Kantonen beziehungsweise den Bundesländern, sperren Wanderwege, lassen Dörfer räumen und warnen die Bevölkerung.

In Andermatt fliegen seit sieben Uhr morgens die Helikopter. Es ist noch fast dunkel, als das erste »Kawumm« durchs Hochtal hallt und die gesprengten Lawinen runterdonnern. Marcia Phillips darf noch vor den Touristen bis zur Mittelstation fahren. In der Gondel erzählt sie, wie sie ans SLF kam und dort zur »Miss Permafrost« wurde; der Titel wurde ihr einst von einer Redakteurin des hausinternen Bulletins verliehen. 1969 geboren, wuchs sie in der französischsprachigen Westschweiz mit einer deutschen Mutter und einem englischen Vater auf. Beide arbeiteten an der internationalen Schule, an der die achtjährige Marcia in einem Aufsatz schrieb: Sie wolle später, wenn sie groß sei, auf dem Weissfluhjoch arbeiten. Dort, auf dem Berg über Davos, hatte das SLF damals seinen Sitz. Den Namen kannte die kleine Marcia, weil die Lawinenbulletins im Radio von dort oben gemeldet wurden.

Schon als Kind stand Phillips auf den Tourenskiern. Als 15-Jährige war sie auf dem Mont Blanc. Später studierte sie Geografie und Geologie in Lausanne, wo sie in ihrer Freizeit mit Kolleginnen und Kollegen Permafrostmessungen durchführte. »Wir waren etwas besessen«, sagt sie. Kaum wurde die Patrouille des Glaciers, das legendäre Skitouren-Rennen von Zermatt nach Verbier, 1986 auch für



Mitarbeiter: Sabrina Luttenberger

Ihr Rückzugsort in den Schweizer Alpen

Investieren Sie in ein Luxus-Apartment im renommierten **Hard Rock Hotel Davos**.

Sichern Sie sich jetzt Ihre Eigentumswohnung und verdienen Sie bis zu **CHF 50'000.-** jährlich – auch, wenn Sie Ihren Erstwohnsitz nicht in der Schweiz haben.

- ✓ Eigennutzung bis zu acht Wochen pro Jahr
- ✓ 60% der Mieteinnahmen gehören Ihnen
- ✓ Einzigartiges Hard Rock Hotel Erlebnis

+41 78 806 70 45
info@residencesathrdavos.com

RESIDENCES AT THE **Hard Rock HOTEL DAVOS**

MEHR ERFAHREN

Crash! Boom! Bang!

»Bei manchem Sturz weiß ich nicht, ob ich den überleben würde«

Simon Gasteiger ist Rennarzt bei den Hahnenkamm-Rennen in Kitzbühel. Was erlebt er am Pistenrand?



Der Österreicher Patrick Ortlieb stürzt 1998 auf der Streif und muss danach seine Karriere beenden

DIE ZEIT: Herr Gasteiger, beim diesjährigen Hahnenkamm-Rennen ist der Israeli Barnabás Szöllös schon im Training mit 120 Stundenkilometern in der berühmten Mausefalle gestürzt. Haben Sie sich als Rennarzt gedacht: Das geht ja gut los?
Simon Gasteiger: Es kann ja immer was passieren. Im Rennen gehen die Fahrer zwar mehr ans Limit, aber das Risiko ist auch im Training hoch. Deshalb sind immer gleich viele Ärzte an der Piste.
ZEIT: Szöllös hatte beim Sturz seinen Helm verloren. Es war auf den ersten Blick klar: Das ist ein schlimmer Unfall. Was ist in so einer Situation am wichtigsten?
Gasteiger: Die eigene Sicherheit, sprich: Ist die Strecke frei – oder kommt von oben noch einer? Die Mausefalle kommt gleich nach dem Start, da ist es einfach: Sobald das Rennen gestoppt ist, kann man sich auf den Weg machen. In anderen Streckenteilen muss man warten, bis der nächste Fahrer weiter oben abgewinkt wurde. Erst dann kann man die Strecke betreten.

ZEIT: Wenn Sie beim Athleten angekommen sind, wie unterscheidet sich das Protokoll von einem normalen Einsatz?
Gasteiger: Gar nicht, es geht in der Notfallmedizin immer nach dem ABCDE-Schema.
ZEIT: Das müssen Sie erklären.
Gasteiger: Man schaut sich die Atemwege und die Atmung an, den Kreislauf, den neurologischen Zustand und das »Environment«, also ob es weitere Verletzungen gibt. Das Credo lautet: Behandle zuerst, was zuerst tötet – wenn der Patient nicht atmen kann, muss man die Atemwege freilegen. Wenn er keinen Kreislauf hat, muss man eine Herzdruckmassage machen. Die einzige Ausnahme: Wenn Blut spritzt, stoppt man zuerst die Blutung, dann kümmert man sich um den Rest.
ZEIT: Es muss bei einem Sturz immer schnell gehen. Wie kommen Sie von Ihrem Posten am Streckenrand zum Unfallort?
Gasteiger: Ohne Steigeisen kann man sich auf der Strecke nicht bewegen, das ist blankes Eis. Wir

haben mindestens acht Notärzte mit jeweils zwei Bergrettern an den neuralgischen Stellen platziert, sodass wir jeden gestürzten Fahrer innerhalb von zwei bis vier Minuten erreichen.
ZEIT: Oft werden die Athleten mit dem Helikopter abtransportiert. Wer entscheidet, ob geflogen wird?
Gasteiger: Das hat nichts mit der Schwere der Verletzung zu tun, es gibt schlicht keine andere Möglichkeit, den Fahrer zu bergen. Wenn der Rennläufer nicht mehr allein runterfahren kann, kommt der Helikopter.
ZEIT: Was kann beim Notarztsatz schiefgehen?
Gasteiger: Man kann auf der steilen Strecke stürzen und liegt dann 50 Meter weiter unten selbst verletzt herum. Da ist schon Vorsicht geboten. Oder man legt seinen Notfallrucksack ab, ohne ihn zu befestigen – dann ist er weg.
ZEIT: In Ihrem Brotjob führen Sie als Allgemeinmediziner eine Arztpraxis in Kitzbühel. Was hat Sie auf die Streif gebracht?
Gasteiger: Ich fahre gern Ski, und das Hahnen-

kamm-Rennen begeistert mich, seit ich ein Kind bin. Da wird einfach Unglaubliches geleistet: sowohl von den Fahrern als auch von den Organisatoren des Skiclubs. Ich bin selbst stolzes Mitglied. Und weil der Vater meines besten Freundes jahrzehntelang leitender Rennarzt war, bin ich da reingerutscht.
ZEIT: Sie sind seit 2015 bei jedem Hahnenkamm-Rennen dabei. Was machen Sie währenddessen mit Ihrer Ordination?
Gasteiger: Im Idealfall habe ich eine Vertretung. Sonst ist geschlossen.
ZEIT: Das heißt, man sollte in der Hahnenkamm-Woche besser nicht krank werden in Kitzbühel?
Gasteiger: Keine Sorge, es sind nur zwei Kitzbüheler Allgemeinmediziner an der Strecke. Ansonsten sind wir im Rennarzt-Team breit aufgestellt, wir haben zum Beispiel auch Anästhesisten dabei.
ZEIT: In Ihrem Alltag behandeln Sie die ganz normalen Tagesspass-Skitouristen. Reißten deren Kreuzbänder anders als die von Rennfahrern?
Gasteiger: Vielleicht schneller. Das kommt immer auf den Trainingszustand an: Wenn jemand überbewusst ist und keine gute Technik hat, wird eher was passieren. Aber niemand ist gefeit vor einer Verletzung, wie man bei den Profis sieht. Nur sind bei denen ganz andere Kräfte am Werk. Bei manchem Sturz weiß ich nicht, ob ich den überleben würde.

ZEIT: Sind Sie die Streif denn schon einmal heruntergefahren?
Gasteiger: So wie sie für das Rennen präpariert wurde? Nein! Ich vermeide es auch, bei meinen Einsätzen auf die Piste zu fahren, wenn es nicht unbedingt sein muss.
ZEIT: Warum?
Gasteiger: Weil man dort nicht fahren kann. Ich würde von mir behaupten, dass ich ein guter Skiläufer bin und überall runterkomme. Aber auf dieser Strecke, gerade mit meinem Notfallrucksack von 20 Kilo? Keine Chance. Ich kann dort rutschen, im Flachen vielleicht auch mal einen Schwung machen, aber nicht mehr.
ZEIT: Die norwegische Abfahrtslegende Aksel Lund Svindal hat sich 2016 auf der Streif das Kreuzband und den Meniskus gerissen – und wollte trotzdem auf Skiern hinunterfahren. »Das Adrenalin«, hat er kürzlich in einem ZEIT-Interview erzählt. Gehört das zu Ihrem Job: den Athleten Vernunft einzupumpfen?
Gasteiger: Klar. Je nachdem, was sie für Verletzungen haben, wissen die Läufer selbst gar nicht so recht, dass sie gestürzt sind und wie schwer. Da muss man die Entscheidung treffen und dem Athleten klar sagen: Das und das ist passiert, selbst abfahren ist nicht.
ZEIT: Jetzt haben wir es aber mit Typen zu tun, die freiwillig mit bis zu 140 Stundenkilometern eine Eispiste mit teils 85 Prozent Gefälle hinunterbetreten. Die neigen schon eher zur Unvernunft, oder?
Gasteiger: Das möchte ich niemandem unterstellen. Das ist ihr Beruf, die können das. Und Profisport ist nun mal sehr oft mit Gefahren verbunden. Wirklich unvernuftig wäre es, wenn Sie oder ich da runterfahren würden.
ZEIT: Von außen betrachtet wirken die Rennfahrer alle wie Superhelden. Aber mal ehrlich: Sind da auch ein paar Jammerlappen dabei?
Gasteiger: Mir wäre zumindest noch keiner untergekommen. Allerdings haben wir nicht so viel Kontakt zu den Fahrern. Aus der Beobachtung heraus kann ich jedoch sagen: Oben wirken sie meist sehr angespannt – und unten erleichtert.

ZEIT: Verletzungen sind in dieser Ski-Weltcup-Saison das große Thema. Topläufer und -läuferinnen wie Aleksander Aamodt Kilde, Marco Schwarz, Wendy Holdener oder Corinne Suter haben sich bei Stürzen schwer verletzt. Es gibt Stimmen, die sagen, es würden zu viele Rennen gefährden. Stimmt das?
Gasteiger: Schwer zu sagen. Ich kann allerdings nicht beurteilen, ob der Rennkalender so viel dichter ist als früher.
ZEIT: Oft wird auch die Präparierung der Pisten kritisiert.
Gasteiger: Die Sicherheit der Pisten ist klar besser geworden. Wenn man sich Videos von früher anschaut, da gab es Staketenzäune oder Strohhallen. Jetzt haben wir A-Netze, B-Netze, Air-Fences. Die Strecke ist viel besser präpariert und hält länger, die Sprünge werden genau vermessen, damit sie nicht unnötig weit gehen. Andererseits ist das Material aggressiver geworden und verzehrt weniger Fehler.
ZEIT: Führt das auch zu den vielen schweren Verletzungen am Knie?
Gasteiger: Ob ein Kreuzbandriss heute häufiger auftritt, das weiß ich nicht. Das Knie ist einfach das am stärksten beanspruchte Gelenk, dort wirken irre Kräfte. Selbst im Slalom, weil die Athleten sehr enge Radien fahren. Wenn der scharf geschliffene Ski im Schnee greift, braucht es nur eine falsche Bewegung, und dann fährt nur noch der Ski und nicht der Fahrer. Im Fernsehen sieht man das sehr gut: Die Fahrer werden richtiggehend ausgehebelt.
ZEIT: Die Streif ist nicht nur der Ort, an dem Helden geboren, sondern auch Karrieren begraben werden: Athleten wie die Österreicher Roland Assinger und Patrick Ortlieb mussten nach Stür-

zen in Kitzbühel ihre Karriere beenden, der Schweizer Daniel Albrecht lag drei Wochen im Koma und kam nie mehr richtig zurück. Ist es wirklich die gefährlichste Strecke der Welt?
Gasteiger: Wenn man die Rennläufer fragt: Ja.
ZEIT: Wenn ein Hahnenkamm-Rennen ansteht, werden die spektakulärsten Unfälle wieder aus den Archiven gekramt. Schauen Sie sich die Bilder auch an?

Gasteiger: Das beste Rennen für mich ist, wenn ich mich um elf Uhr auf meine Position begeben und drei Stunden später wieder runterfahren, ohne einen Schritt getan zu haben.
ZEIT: Gehen Ihnen die Unfälle nahe? Und sprechen Sie darüber im Kollegenkreis?
Gasteiger: Ja, natürlich. Und ich rede über die Unfälle, aber nicht um der Sensation willen. Sondern um aufzuarbeiten, was wir besser machen können.

ZEIT: Sprechen Sie später nochmals mit Athleten, die Sie erstversorgt haben?
Gasteiger: Wenn man sich am nächsten Tag sieht, fragt man natürlich, wie es geht. Manche schätzen das, andere wollen ihre Ruhe haben. Da ist jeder anders.
ZEIT: Wie sieht es mit dem Hobby-Skifahrer Simon Gasteiger aus – was war Ihre schlimmste Verletzung?
Gasteiger: Erfreulicherweise habe ich mich noch nie beim Skifahren verletzt. Überhaupt bin ich von Sportverletzungen verschont geblieben. Klar zieht es mittlerweile manchmal im Rücken, aber das ist nie dem Sport geschuldet. Eher dem Zuwenig an Sport.



Simon Gasteiger, 39, ist Rennarzt auf der Streif

ANZEIGE

Jetzt ZEIT LEO gratis testen!



Das Magazin für alle Mädchen und Buben zwischen 7 und 13 Jahren. ZEIT LEO nimmt Kinder mit auf Abenteuerreise – unterhält, taucht in ihre Lebenswelt ein und ermuntert sie zum Lesen. Sichern Sie sich jetzt eine Ausgabe gratis!

Gratis sichern!



Hier bestellen:
www.zeit.de/zl-schweiz +49 (0) 40/42 23 70 70*

*Bitte Bestellnummer 2149646 angeben

Das Gespräch führte
Christian Bartlau